

29 1922

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Stahlblatt



Zfunkie

Sonderausgabe:

Graudenz und Thorn

Verlag: Georg Stilke, Danzig-Berlin

3. Jahrgang 1922

Hef 1

Dresdner Bank in Danzig

Langermarkt 13

Telefon 4015 und 1609



Strumpfhaus Gerson

Danzig
Heilige Geistgasse 135 (am Glodentor)

Größtes Spezialhaus im Freistaat

Bekannt günstigste Bezugsquelle für
Strumpfwaren, Handschuhe
Tricotagen, Wollwaren

Spezialität: Seidene Damen-Strümpfe
Egira-Engros-Abteilung

Für Wahrheit und Gerechtigkeit!

In vier Wochen 13 Auflagen
verändert und erweitert bis zur 20. Auflage

Der Kronprinz und sein wahres Gesicht

Unpolitische Dokumente eines
Augenzeugen von Carl Lange
Gebund 10.— M., Habsleinband 15.— M.

Weferzählung... Ein Mann, der den Kronprinzen
menschlich nahe stand und als Publizist über ein angefälschtes
Urteil verfügt, Carl Lange, der Herausgeber der Offiziellen
Monatshefte in Danzig, hat es gewagt und ein aufrechtes
Büchlein über unseren Kronprinzen veröffentlicht, das nicht
nur mit allen Lügen über Friedrich Wilhelm wahrheit-
beweisend aufdrumt, sondern auch ehrlich die kronprin-
lichen Fehler besieht. Paul Burg (Hamburg)

Reichsbüro, Berlin... Feinde der monarchischen
Staatsordnung werden den Spiegel der Wahrheit hier finden,
denn Lange räuml mit den Verleumdungen auf und zeigt
den Kronprinzen, wie er in Wahrheit ist. Möge das Buch
in weite Kreise bringen, um zu belehren und falsche Auf-
fassungen zu zerstreuen. Oberst Immanuel

= In jeder Buchhandlung zu haben =
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig



Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Blätter der „Zunft“, der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“
und des „Deutschen Heimatbundes Danzig“

3. Jahrgang

April 1922

Nr. 1

Zur Einführung des neuen Jahrgangs

Mit dem Beginn des dritten Jahrgangs unserer Zeitschrift geht der Verlag in andere Hände über. Herrn Kurt Siebenfreund (Firma W. S. Bureau-Danzig) gebührt unser aufrichtiger Dank für sein verständnisvolles und opferbereites Eintreten für die deutsche Kulturbewegung im Osten. Er hat sich selbstlos und mit wirklicher Liebe für die Ostdeutschen Monatshefte eingesetzt.

Der Kreis der Leser und Freunde unserer Zeitschrift hat sich von Monat zu Monat erweitert. Die künstlerisch und wissenschaftlich hervorragenden Persönlichkeiten des Ostens sind unserem Ruf gefolgt. Die Anteilnahme und Anerkennung in der Ostmark und im Reich, auch in der gesamten Presse, ist ständig gewachsen. Für den weiteren Aufstieg war ein größerer Rahmen notwendig. Nun ist auch dieses Ziel erreicht. Mit der Drucklegung der Zeitschrift im Verlag Georg Stilke-Danzig haben wir die breite Grundlage geschaffen und den rechten Boden gewonnen, um den Erfolg der Ostdeutschen Monatshefte in allen Gegenden und Landesteilen Deutschlands, auch bei den Deutschen im Auslande, fruchtbar zu machen. Die Zeitschrift wird in Zukunft in den großen Städten Deutschlands, auf den Bahnhöfen, auf den großen Schiffahrtslinien, auch bei der Rheinschifffahrt, ausliegen.

Eine große Anzahl von Niederlagen im Osten gewährleistet im besonderen ein tieferes Eindringen in die Ostmark, sodass die Ostdeutschen Monatshefte sich mit der von Adolf Bartel in Königsberg herausgegebenen Wochenzeitschrift „Unsere Heimat“ vorzüglich ergänzen. Die Preissteigerungen zwingen zur Erhöhung der Bezugspreise bei allen Zeitungen und Zeitschriften. Auch wir müssen notgedrungen diesem Beispiel folgen.

Gemeinsame Not hält uns enger als in glücklichen und sorglosen Zeiten verbunden. Abge-

trennt vom Mutterlande, auf uns selbst angewiesen, bedroht von fremdem Volkstum, dürfen nicht nur uns im Osten die uns täglich begleitenden Gefahren vor Augen stehen. Das Reich hat unsere innere Bedrängnis und die Notwendigkeit zu erkennen, Brücken zueinander zu schlagen, zu helfen, zu fördern, wo und wie es nur kann. Hier ist eine Pflicht aller Deutschen, einen Grundstock für den gemeinsamen Wiederaufbau zu schaffen, die große deutsche Kulturgemeinschaft, jene innere Verbindung, die nichts mit Politik und Parteien zu tun hat, und die aus diesen Gründen wie bei der vorgenommenen Abstimmung in Ostpreußen aus unserem Leid Segen gestalten wird.

Die trotz aller Hemmungen und Widerrände in schwerster Zeit begründeten Ostdeutschen Monatshefte haben sich in den zwei Jahren ihres Bestehens freien Weg geschaffen. Und Ihr, die Ihr Freunde, Helfer und Förderer unserer Kulturarbeit seid oder werden wollt, folgt uns auch in den kommenden Jahren, schließt Euch in der Arbeit für das große gemeinsame Ziel zusammen, schafft und wirkt für die deutsche Sache, damit sich Stein zu Stein zusammenfügt, um den Wiederaufbau unseres Vaterlandes möglich zu machen.

Nicht ohne Grund beginnen wir den dritten Jahrgang mit einer Sonderausgabe über Graudenz und Thorn, den Städten, die uns in das Gedächtnis zurückrufen wollen, was uns lieb und wert war, und was nicht vergessen sein darf. Wenn auch jeder von uns mit sich und seiner Not zu kämpfen hat, so soll die Not der Grenzlande und der verlorenen Gebiete, die noch viel schwerer zu tragen haben, zu unserer eigenen werden. Gegenseitiges Verstehen muß Schmerzen lindern, muß neue Lebensquellen erwecken, die uns zu Strömen innerer Kraft werden.

Carl Lange

1923:452



10391

Meine Vaterstadt Graudenz

Von Gustav Roethe

2192

heimat! Wir fühlen um so tiefer die Liebe zu dir, wenn du uns geraubt bist! Den Westpreußen, der als Deutscher im deutschen Lande aufgewachsen ist, verfolgt der Gedanke, daß die Stätte seiner Kindheit jetzt in den Händen der Polen von deutscher Kultur entkleidet wird, mit immer tiefer steckendem Schmerz. Es ist ein bitteres Gesick, an die schönen Tage im Elternhause, an die frischen, kräftigen Eindrücke erster Jugend nicht in ungetrübter Freude zurückdenken zu dürfen. Selbst über die hellen Lichter des Weihnachtsbaums legt sich mir ein Flor, wenn ich denken muß, daß dieses deutscheste der Feste jetzt in Graudenz das Heimatsrecht verloren hat. Vor meinen Augen stehen die flammenden Pechttonnen, die an Königs Geburtstag hoch vom Klimmek über das deutsche Land hin grüßten. Wie schlug uns Knaben das Herz höher, wenn wir des heldenmütigen Verteidigers der kleinen Festung gedachten, die einst dank der Treue und dem Mannesmut Courbieres dem Welteroberer getrobt hat! Und in unvergesslicher Mächtigkeit sehe ich vor mir das wilde Bild des Eisganges auf dem gewaltigen Strom, der uns Knaben in seinem Eispanzer doch auch freundlich lockende Bahm bot, uns auf dem Schlittschuh zu tummeln. Noch in späteren Jahren habe ich die Weichselniederung von Thorn bis Dirschau durchwandert, überall froh des tüchtigen Fleisches, mit dem deutsche Bauern sich dieses gesegnete Tal aus Sumpf und Wald heraus zu üppigen Fluren und schmuckhaften Gärten umgestaltet hatten. Wieviel verehrte, treffliche deutsche Männer und Frauen tauchten vor mir auf, wenn ich an das Graudenz der Kindheit zurückdenke! Und das soll polnisches Land sein? Ich habe nie Anlaß gehabt, außer ein paar Worten, mit denen man Bettler und durchfahrende Flissaken abwehrte, irgendwelche polnischen Phrasen zu lernen; in Graudenz und seiner Umgebung habe ich als Kind so gut wie niemals polnisch sprechen gehört. Es war schreiende Verhöhnung der vielgerühmten Selbstbestimmung der Völker, wenn dies Gebiet an Polen kam. Man dachte nicht daran, dort abstimmen zu lassen, weil man im Voraus wußte, daß diese Abstimmung kaum die bescheidenste Prozentzahl polnischer Stimmen ergeben hätte. Und was mir die Eindrücke

meiner Jugend sagen, das bestätigt die Geschichte. Graudenz ist niemals eine polnische Stadt gewesen.

Schon ihr Name hat nichts Polnisches, wie er denn jetzt auch durch irgendein künstliches polnisches Fabrikat ersetzt worden ist. Manche meinen sogar, daß in „Graudenz“ der alte gotische Namen der „Greutungi“ fortlebe, der „Griesbewohner“; bezeugt uns doch Tacitus, daß zu seiner Zeit die Goten an der Weichsel saßen. An diese deutsche Ableitung glaube ich freilich nicht; Graudenz wird ein alter preußischer Name sein; wohl möglich, daß der deutsche Orden wie oft sein Schloß an eine Stätte gesetzt hat, an der er bereits eine stattlichere Ansiedlung der heidnischen Preußen voraus. Polnisch aber war diese Ansiedlung gewiß nicht: gerade darum riefen die Polen ja die deutschen Ritter ins Land, weil sie selbst mit den preußischen Vorbewohnern schlechterdings nicht fertig werden konnten; auch der Orden hat nachher noch ein halbes Jahrhundert zu tun gehabt, ehe er im unbestrittenen Besitz der Landschaft sich befand. Der Name des Ortes ist gesichert seit 1222. 1291 hat der ausgezeichnete Ordenshochmeister Meinhard von Querfurt der Bürgerschaft dieser deutschen Stadt ihren Besitz verliehen oder bestätigt; das geschieht in einer Urkunde, deren Ortsangaben wir heute noch mit ziemlicher Sicherheit wiedererkennen. Der selbe treffliche Gebietiger hat die Eindämmung und Entwässerung des Weichseltals zuerst erfolgreich in die Wege geleitet; ihm schulden wir Dank, wenn wir die reiche Schönheit des gesegneten Weichseltals uns gegenwärtigen. Graudenz war damals von Bürgern besiedelt, die satzungsgemäß echten deutschen Ursprungs sein mußten, und die nach deutschem, culmischen Recht lebten, wie es überall in den deutschen Städten jener Gegend auf den Grundlagen des Magdeburger Rechtes üblich war: die Oberinstanz für Graudenz war das Gericht der Altstadt Thorn. Es scheint, daß Graudenz schon früh durch seinen Handel eine gewisse Rolle spielte. Und über der friedlichen Stadt erhob sich die sehr stattliche und wehrhafte Ordensburg, die wir aus alten Bildern ein wenig kennen, von der heute aber nicht viel mehr als der plumpe Bergfried, der Klimmek, sich erhalten hat. Die Beziehungen der Stadt zum Orden waren im



Alt-Graudenz von Breuning

ganzen wohl befriedigend; wir wissen, daß noch Ulrich von Jungingen, als er Graudenz einmal besuchte, mit lebhaftem Jubel empfangen wurde, und so manche wertvolle Anlage, die noch dem heutigen Graudenz frommt, wie der Trinck-Kanal, geht auf die wirtschaftliche Fürsorge des Ordens zurück, der lange Zeit durch eine vorbildliche Beamtenorganisation eine für das Mittelalter ungewöhnlich hohe Kulturpolitik getrieben hat. Man darf getrost sagen, daß die Stadt Graudenz im Schutze des deutschen Ordens ein glückliches Jahrhundert und mehr verlebt hat.

Aber nicht nur der widerspenstige Landadel, auch die erstarkenden Städte werden übermütig. Polen, der alte Erzfeind des Ordens, dem das durch deutsche Wehr, Arbeit, Ordnung blühende Land in die Augen sticht, lockt und wirkt insgeheim, wie es offen mit Klagen, Drohungen, Angriffen das Culmer Gebiet und den Weichselhandel beunruhigt, den ein organisiertes Kaperwesen zeitweilig schwer gefährdet. Es entwickelt sich die bekannte Verschwörung des Eidechsenbundes, und Graudenz ist Zeuge gewesen, wie einer der ärgsten dieser Verschwörer, der Ritter Nikolaus von Renys, auf dem Marktplatz mit dem Schwerte gerichtet wurde. Leider hat die gute Stadt sich nicht frei gehalten von Mitschuld. Obgleich sie noch 1454 dem Hochmeister ihre Treue versicherte, war sie doch längst insgeheim

an den Machenschaften beteiligt, die sich schon seit zwei Dezennien gegen den Orden vorbereiteten und bei denen Fühlung mit dem polnischen Nachbar nicht verschmäht wurde. Es wird uns berichtet, daß die Graudenser Bürger selbst den Komtur und die Seinen gezwungen hätten, die Ordensburg schon 1454 an die Polen auszuliefern.

Die vertraulichen Leute hatten sich allerdings von diesen versprechen lassen, daß Stadt und Land ganz unter eingeborenen Obrigkeitkeiten bleiben sollten; noch ein Jahrhundert und länger haben die preußischen Stände demgemäß nur eine Personalunion mit Polen anerkennen wollen. Aber die neuen Machthaber dachten nicht daran, ihre Versprechungen zu halten; allmählich aber sicher wird Westpreußen unter das polnische Joch gebeugt, und während die großen deutschen Städte Danzig, Elbing und Thorn ihre Selbständigkeit lange mit gutem Erfolg wahren, erhält Graudenz schnell einen Hauptmann polnischer Herkunft, der auf dem Schlosse und von da aus über die Stadt eine nicht nur unbedeute und schikanöse, sondern oft recht drückende Herrschaft ausübt.

Draußen auf dem Lande schritt die Polonisierung beständig fort. Doch ist es ein Ehrentitel der Stadt Graudenz, daß sie an ihrem deutschen Recht, ihrer deutschen Verfaßung, ihren Sitten und Willküren mit erstaunlicher Beharrlichkeit und Treue festgehalten hat.

Die drei Bürgermeister haben es vortrefflich verstanden, mit den polnischen Starosten sich abzufinden, ohne von ihren Rechten etwas Ernstliches zu opfern. Der Rat von Graudenz hat kostspielige Reisen nach Warschau, wo man sich über den ungerechten Hauptmann beschwerte, nicht gescheut; die Prozesse mit den Starosten gehörten zu den regelmäßigen Obhauptenheiten der Stadtverwaltung. Bald schließen sich die kleinen Städte Westpreußens, voran Marienburg, zu Abwehr und gegenseitiger Unterstützung gegen den polnischen Übermut zusammen. Aber das alles hätte wahrscheinlich keine entscheidende Wirkung gehabt, wenn nicht ein großes Ereignis dem Graudenser Deutschtum zu Hilfe gekommen wäre, das den Widerstand gegen polnisches Wesen tief innerlich verstiftete.

Die Reformation hat in Graudenz schnell Wurzel gesetzt und vollkommen gefiegt, und wie der neue Glaube ganz aus dem deut-



Schloßberg bei Eisgang, Graudenz

schen Gewissen erwachsen war, so stärkte er das deutsche Bewußtsein mit heiliger Nahrung. Wenn auch die von den Protestanten für ihren Gottesdienst benutzten alten Kirchen ihnen von der polnischen Regierung bald wieder entzogen wurden, so hat sich das Luthertum in meiner guten Vaterstadt doch gegen allen polnischen Druck siegreich und sogar selbstbewußt behauptet; es ist erstaunlich genug, daß in dieser „polnischen Stadt“ keine Katholiken zu den städtischen Amtmännern zugelassen wurden, wie beispielhaft das mächtigere Thorn seine Fünfte den Polen grundsätzlich verschloß. Und mit der Reformation ging eine gewissenhafte Pflege des höheren deutschen Schulwesens hand in hand. Von der Blüte deutscher Bildung in Graudenz zeugen noch eine ganze Reihe von Bibliotheksverzeichnissen aus dem Nachlaß angesehener deutscher Bürger, die einen ungemein günstigen Eindruck

machen und beweisen, auf welch ansehnlicher Höhe sich das geistige Niveau dieser Graudenser Deutschen hielt. Deutsche Manneswürde, deutscher Stolz hat sich in jenen polnischen Jahrhunderten rühmlich bewährt, und dieser tüchtigen deutschen Ordnung, dieser guten Schulbildung war es zu danken, daß die Stadt trotz der polnischen Wirtschaft, die alle Werte drückte, doch immer wieder hoch kam, sowie die schlimmen äußeren Verhältnisse, die große Unsicherheit dieser von wechselnden Kriegsläufen immer wieder bedrohten städtischen Existenz einmal ein Aufatmen gestattete. Es ist hübsch, wie uns noch um 1540 bezeugt wird, daß man die Leute in Preußen nicht kaufen könne, während im eigentlichen Polen für Geld alles zu haben war. Die Jesuiten haben sich, von der polnischen Regierung begünstigt, im 17. Jahrhundert zu Graudenz niedergelassen und dort ihre gute Schultradition, ihre glänzenden Pro-

zessionen, ihre rednerischen Festakte, ihre berühmte Pflege von Theater und Musik lockend geübt, obgleich ihnen die protestantische Bürgerschaft manche Steine in den Weg warf. Aber eigentliche Werbeerfolge haben auch diese geschickten Männer in Graudenz nicht gehabt. Es ist nicht zu leugnen, daß der deutsche Landadel der polnischen Verführung viel weniger widerstanden hat, als das deutsche Bürgertum, das sich ungemein zäh und geschickt durch alle Nöte hindurch zu behaupten wußte.

Dass Graudenz in seiner polnischen Zeit eine gewisse Rolle spielte, geht auch daraus hervor, daß dort abwechselnd mit Marienburg die preußischen Landtage seit 1521 einigermaßen regelmäßig gehalten wurden. Wir erfahren, daß bei solcher Gelegenheit auch Nikolaus Copernikus einmal in Graudenz zugegen war, wo er als Münzkundiger gehört wurde. Die

Legende hat dann unsere ziemlich mangelhafte alte Wasser Kunst an seinen berühmten Namen geknüpft. Mit Unrecht! Copernikus war an dieser mittelmäßigen Anlage, die erst unter Friedrich dem Großen leistungsfähiger gestaltet wurde, vollkommen unschuldig.

Wenn sich das deutsche Graudenz durch Jahrhunderte gegen Gewalt und Verführung standhaft gehalten hat, so darf freilich nicht vergessen werden, daß der polnische Staat niemals geeignet war, den Eindruck einer gesicherten und imponierenden Macht zu erwecken. Um 1600 spricht sich Mathias von Konopath, der polnische Graudenser Hauptmann, unbefangen dahin aus, daß Polen nur durch seine

Unordnung bestehé. Man schonte die deutschen Bürger, weil man sie nicht entbehren konnte; war man doch, wo die Polonisierung des Landes wirklich gelungen war, bald genötigt, neue deutsche Kolonisten dort anzusiedeln, damit nicht alles ver-

falle und krasse Verarmung einreise: wir erfahren, daß diese deutschen Dörfer von den verkommenen polnischen Nachbarorten sich wie kleine Paradiese abhoben. Es kam hinzu, daß Polen in der von kriegerischer Unruhe geschüttelten Zeit seine preußischen Lande vor den Feinden niemals zu schützen wußte. Seit 1629 hat Graudenz wiederholt unter schwedischer Herrschaft geseußzt. Begrüßte man die protestantische Macht anfangs freudig als Befreier, wie denn in schwedischer Zeit den Graudenser Lutheraern wirklich die katholische Pfarrkirche eingeräumt wurde, so lernte die Stadt doch bald die Bitternis der Soldatenherrschaft so furchterlich kennen, daß sich selbst Protestanten nach dem schwachen polnischen Toch sehnten. Dies kehrte 1659 zurück mit der verhängnisvollen Belagerung, bei der die Polen die Stadt Graudenz fast ganz niederbrannten; nur die Pfarr-

kirche von St. Nikolai und wenige andere, jetzt längst verschwundene Häuser entrannen den Flammen. Es war schon ein Beweis unverwüstlicher Lebenskraft, physisch und sittlich, daß die Graudenser Bürgerschaft sich aus dieser schlimmsten Zerstörung emporarbeitete. Und auch das 18. Jahrhundert brachte keinen beständigen Frieden. Immer von neuem bemächtigten sich Schweden der Stadt, die dazwischen auch durch Litauer, durch Russen, durch Brandenburger abgelöst wurden. Aus den beständigen Drangsalen des Krieges erwuchsen verheerende Krankheiten; die Pest hat Graudenz wiederholt dezimiert; in dieser Periode beständiger

Wirren haben auch innere Revolutionen den guten Zusammenhalt der Bürgerschaft mehrfach gefährdet. So war es ein wahrhaft erlösendes Ereignis, als am 8. Juni 1772 Friedrich der Große in Graudenz einzog. Die Graudenser Bürger wußten schon, warum sie den



Blick auf die Weichsel von Böslershöhe aus

König mit warmer Freude, durch Salutschüsse und festliches Spalier begrüßten: sie ahnten eine glückliche deutsche Zukunft. Und sie haben sich nicht getäuscht. Graudenz hat unter der segensreichen Fürsorge der Hohenzollern anderthalb Jahrhunderte der Ordnung, des Rechts und des Gediehens verlebt, so gedeihlich wie unter polnischer Herrschaft der Stadt nicht anderthalb Wochen beschieden waren.

Westpreußen ward ein Lieblingskind des greisen Königs, das er mit wunderbarer Schaffenskraft und mit überraschender Schnelligkeit aus der Verwahrlosung zu kräftiger gesunder Entwicklung erhob. Not tat vor allem strenge Zucht, gute Polizei, ein tüchtiges, unbestechliches Beamtentum: die westpreußischen Bauern rieben sich verwundert die Augen, als sie auch gegen den Adel Recht bekamen, wenn sie Recht hatten. Die Erziehung, die der König

übte, erstreckte sich nach allen Seiten. Er ent-
rüstete sich, daß man den kostbaren Dünger hier
gedankenlos ins Wasser warf statt auf die
hungriigen Aecker, und es war ihm eine be-
sondere Freude, als ein unternehmender Kopf
in Graudenz sogar Weinberge anlegte, deren
Erinnerung in meiner Jugend noch fortlebte.
Der sparsame Monarch griff tief in die Tasche,
um den Bau stattlicher Häuser zu begünstigen;
auf den Markt wird neben das Rathaus die
evangelische Friedrichskirche gesetzt, freilich nur
ein einfacher Nutzbau ohne architektonische An-
sprüche, aber doch eine gesicherte Stätte für den
viel herumgestoßenen protestantischen Gottes-
dienst. Die Einwohnerzahl, die bei Beginn der
preußischen Herrschaft etwa 1200 Seelen um-
faßte, verdoppelt und verdreifacht sich schnell.
Graudenz hat den königlichen Wohltäter oft
in seinen Mauern gesehen, da ihn die Heer-
schauen, die er fast alljährlich im nahen Mock-
rau abhielt, oft in die Gegend führten. Und
der Bau der kleinen Festung, die ursprünglich
weit größer geplant war, als sie nach dem
Tode Friedrichs wirklich ausgeführt wurde, hat
den König lebhaft interessiert. Die alte Ordens-
burg aber verfiel; zu ihrer Restauration hatte
der Uromantische keine Mittel; so ward sie
zum Ziegelbruch für die Festung, für andere
öffentliche und private Gebäude. Auch die
Schloßkapelle, die manche wertvollen Kunst-
werke barg, ist damals zugrunde gegangen,
und der Klimmek hatte es nur der freund-
lichen Fürsprache der Königin Luise zu danken,
wenn nicht auch er abgetragen wurde.

Es ging den preußischen Graudenzern sehr gut. Der blühende Getreidehandel hat ein fast
legendarisches Schlemmerleben mit Hollsteiner
Äufern und teuren Weinen in die ehedem so
anspruchslose Stadt getragen. Da kam die
Katastrophe von Jena. Das unglückliche Königs-
paar hat in der ersten Hälfte des November
1806 zu Graudenz geweilt, in dem Komman-
danturgebäude (später Gymnasium) am Thorner
Tor: die Gedächtnistafel, die in Erinnerung an
diese Zeit der Königin Luise gewidmet wurde,
ist heute zerstört. Als damals Friedrich Wil-
helm auf seiner schmerzensreichen Flucht sich
eine Atempause in Graudenz gönnnte, da über-
gab ihm der mennonitische Bauer Abraham
Nikel die Summe von 2000 Stück Friedrichs-
dor, die in der reichen Niederung für König
und Vaterland gesammelt waren. Als ich das
jüngst in einer vorwiegend sozialdemokratischen
Versammlung erzählte, klang mir entgegen:

„Die Kerle sind schöne dumme gewesen“. Aus
solcher „Dummheit“ ist die Befreiung und der
Sieg des Vaterlandes erwachsen.

Der König zog weiter gen Osten und die
Franzosen lösten ihn ab. Für die Stadt Grau-
denz brach eine schwere Zeit herein, schwerer
eigentlich als für die Festung. Die Belagerung
selbst wurde nicht allzu ernst betrieben; man
glaubte nicht an den Widerstand dieses kleinen
Platzes. Man meinte, den preußischen General
französischen Blutes, der die Festung komman-
dierte, durch Verheißungen und Drohungen
leicht mürbe zu machen. Aber l'Homme de
Courbière war ein preußischer Ehrenmann
durch und durch, fest entschlossen, jeden Stein
der ihm anvertrauten Mauern bis aufs äußerste
zu verteidigen. Die arme Stadt hat dann unter
den Enttäuschungen der Franzosen zu leiden ge-
habt, namentlich der General Rourier hat sie
aufs äußerste schikaniert, und die schweren Ver-
luste, die sie damals durch Kontributionen, durch
Plünderungen, ja schon durch die hochgespannten
Tafelansprüche der französischen Generäle er-
litten hat, haben sie mit einer schwer zu er-
tragenden Schuldensumme belastet. Aber Stadt
und Festung blieben auch im Frieden von Tilsit
preußisch, und das war die Hauptfache. Die
Schulden sind in besseren Zeiten durch den guten
und klaren Willen der Bürger schnell und
ehrenwert überwunden worden.

Als dann die Zeit der napoleonischen Kriege
glücklich überstanden war, hat Graudenz einen
anhaltenden und ruhigen Aufstieg erlebt. Nicht
daß es besonders schnell aufwärts ging. Als
die Eisenbahnen dem Getreidetransport auf der
Weichsel Abbruch taten, ohne Graudenz zu be-
rühren, da trat wohl auch eine zeitweilige
Stockung des wirtschaftlichen Gedeihens ein, die
dann wieder von um so flotterem Fortschritt
abgelöst wurde. Alles in allem war es doch
eine gute Zeit, die Graudenz im 19. Jahrhun-
dert durchlebt hat. Ich entfinne mich noch, wie
die Stadt allmählich die fünfstellige Bevölke-
rungsziffer erkomm. Und ich denke mit Stolz
an ihr frisches und ernstes geistiges Leben, das
noch in meine Kindheit seine Strahlen warf
und dort, in der kleinen Stadt des Ostens, sich
wahrscheinlich reicher und inniger abspielte als
in mancher wohlhabenderen Stadt des Westens.
Schon seit 1826 besaß Graudenz ein wöchent-
lich erscheinendes Blatt, den „Gefelligen“, den
mein aus Halle eingewanderter Großvater nach
dem Muster eines gleichnamigen, in den Tagen
der moralischen Wochenschriften zu Halle be-

gründeten Organs, dort begann. Das harmlose Unterhaltungsblättchen verwandelte sich seit 1849 dank der bedeutenden politischen und geistigen Kraft, die mein Vater an die Zeitung setzte, in das führende nationale Blatt Westpreußens; es gereicht dem „Gefälligen“ nur zur Ehre, daß die Polen, als sie Graudenz sich angesehen hatten, auch dieser deutschen Zeitung ein Ende bereiteten. Das Graudenzer Gymnasium, an das ich dankbar zurückdenke, hat in seinem Collegium einst eine Reihe vor trefflicher Gelehrter vereinigt, und das warme Interesse, mit dem das Graudenzer Publikum in jenen alten Tagen die Werke der Dichtung theatricalisch auf sich wirken ließ, hat nicht darunter gelitten, daß die Bühne sich in einem Hotelssaal oder einem scheunenartigen Gebäude der Salzstraße befand: man war äußerlich anspruchslos, aber geistig sehr empfänglich und empfing nicht wenig: was habe ich nicht alles im Graudenzer Theater gesehen! Von der bunten Herrlichkeit der alten Graudenzer Jahrmarkte, die freilich vor dem Danziger Dominik verblaßten, macht sich die heutige Jugend keine Vorstellung, und höchst aufregend waren auch die Schützenfeste, die dadurch historische Verklärung bekamen, daß die Schützengilde schon durch Winrich von Kniprode gestiftet war, also aus neuer deutscher Zeit in alte deutsche Zeit zurückreichte.

Noch heute trägt die Stadt die Spuren ihrer alten Befestigung. In meinen Jugenderinnerungen spielt noch das jetzt verschwundene Thorner Tor eine wichtige Rolle, während heute von den alten Toren wohl nur noch die mageren Reste des Wassertors bestehen mögen. Aber die stattlichen Speicherbauten, die, mit ihren mächtigen Stützmauern auf die Weichselbügel gegründet, ihre wehrhafte Außenseite dem Flusse zukehren, atmen auch jetzt noch etwas von dem tapferen Sinn der alten Graudenzer Bürger: sie geben dem Stadtbilde, das sich von der Weichselseite her höchst eindrucksvoll aufbaut, einen besonderen Zug. Das ist überhaupt der eigene Reiz der lieben alten Stadt, wie sie sich mit vielen ihrer Straßen und Häuser in die Weichselberge hinein schmiegt, an ihre Abhänge, an ihre Furchen heranklebt. Freilich sind diese Berge kein granitner Untergrund, und das Vertrauen auf ihre Dauerhaftigkeit ist schon manchem Graudenzer Bauwerk schlecht bekommen. Im 14. Jahrhundert bereits ist ein Teil des Ordenshauses mit einem Stückchen Berg in die Weichsel gestürzt; sie hat die alte Georgskapelle,

die einst auf der Fischerei stand, im 17. Jahrhundert gründlich verschlucht; die kleine hoch gelegene Ortschaft Weichselburg mit ihren armelosen Kathen ist eine Beute des Flusses geworden, und noch in meiner Jugend erlebte ich einen Bergsturz im nahen Boeslershöhe, polnisch Stremoczin, von dem man damals in Graudenz sang: „In Stremutschen, in Stremutschen, wo die Berge runterrutschen.“

Die Festung hat von dieser Unsicherheit der Weichselufer meines Wissens noch nicht zu leiden gehabt. Dem preußischen Graudenz hat ihre Nachbarschaft stets den Stempel aufgedrückt. Ich kann mir Graudenz ohne preußische Soldaten schlechterdings nicht denken; die Garnison hat das Graudenzer Leben weit hin bestimmt. Mir haben sich zumal die drei Kriege, die zur Reichsgründung führten, in der Erinnerung auch dadurch eingeprägt, daß damals dänische, österreichische und französische Gefangene die Festung bevölkerten und in dem Festungswaldchen, der Plantage, ihre Versöhnungskünste fleißig und spielerisch übten. Ein romantischer Reiz ging von den düsteren Kasematten, von den finstern Toren, über denen die schweren Fallgatter schwieben, trotz aller Nüchternheit der Anlage aus, und an Courbieres Grabe, vor der Zelle, die einst Fritz Reuter beherbergte, habe ich so manchmal mit gesichtlicher Andacht gestanden.

Das Schönste an Graudenz war aber doch der unendlich weite freie Blick vom Schloßberg oder gar von der Spitze des Klimmek. Da erschien hoch oben auf den fernen Ufferrändern die turmreiche Silhouette von Kulm und von Neuenburg; drüber auf der Hügelkette jenseits verfolgte das Auge die Pappelhäussee, die von Bromberg nach Danzig strich, und der Knabe freute sich in der eisenbahnlösen Zeit von Graudenz, wenn ein wanderndes Wölkchen am Horizonte den fern vorbeirauselnden Eisenbahntzug der Ostbahn verriet, der auf die Verbindung mit der weiten Welt hinauswies. Links die parkgesäumten Berge und Schluchten von Sartowiz, rechts die steil abstürzenden Bingsberge, in deren Nähe einst der alte Fritz manövriert hatte, vor uns in der Tiefe das weite gesegnete Weichseltal mit seinen zahllosen stattlichen deutschen Bauernhäusern. Und wie veränderte sich dieses Bild in den Zeiten des Eisgangs und gar des Hochwassers, das dies ganze breite Tal in ein großes Meer verwandelte! Das sind unvergleichliche Eindrücke. Aber auch die gezähmte friedliche Weichsel war uns

mit ihrem regen Trafenverkehr ein munteres lebendes Wesen: wie wunderhübsch, wenn abends auf den breiten Flöhen die freundlichen Feuerchen entbrannten und langsam stromabwärts glitten. Und wenn dann einmal eine Schulfahrt oder eine andere Wanderung uns aus der Stadt herausführte zu dem malerischen, von einer Ordensruine gekrönten Tal von Roggenhausen, zum Rudnikersee, zu den kleinen Bergen von Neudorf, zu dem hübschen grünen Garten von Misshke, wohl gar zu den malerischen Schloßresten von Engelsburg und Rheden, wir waren froh unserer schönen, wasser- und waldbreichen Heimat mit dem weiten Horizont, mit der rühmlichen Geschichte, mit den tiefen dunklen Farben, mit der kräftigen, gesunden, östlichen Luft, deren starker Hauch die Lunge ganz anders weitet, als der weiche Westen das kennt. Und stolz fühlten wir Knaben uns auch als Söhne deutschen Lebens nah der gefährdeten Grenze, deren Aufgabe es war, einen Wall aufzurichten gegen slawische Barbarei.

Seit die Eisenbahnbrücke den mächtigen Strom überspannt, seit sich mehrere Bahlinien in Graudenz kreuzen, seit die kleinen Feste zur großen Lagerfestung geworden war, seitdem sah es in Graudenz freilich anders aus als in meinen jungen Jahren, und wenn ich wieder einmal heimkehrte zu kurzem Aufenthalt, so mußte ich mir das alte Graudenz aus dem neuen manchmal nahezu heraussuchen. Eine moderne Fabrik- und Soldatenstadt war dort in beständigem Wachsen, und ich hatte manchmal die Empfindung, daß die zunehmende Kopfzahl, daß die äußere Blüte vieles verschlang, was einst den besonderen Reiz des alten Graudenz ausgemacht hatte. Nun, das ist geschichtliche Notwendigkeit. Auch das Schul- und Bildungswesen blieb nicht stehen. Noch kurz vor dem Kriege wurde die durch Graudener Bürgerinn mit Beihilfe der preußischen Regierung begründete Stadtbibliothek eröffnet, mit der das gut ausgestattete Altertumsmuseum verbunden war. Auf

die Idee, daß irgendein ernsthafter Mensch Graudenz für Polen in Anspruch nehmen könnte, wär ich nie verfallen.

Das Unglaubliche ist geschehen; dem entwaffneten Deutschland hat man unter heuchlerischen Vorwänden dies urecht deutsche Weichselland entrissen. Wieder regieren die Woimoden und Starosten in Graudenz. Wird sich der deutsche protestantische Graudener Bürger wiederum durch Charakter, Fleiß, Bildung und Mut unter dem polnischen Druck behaupten, wie einst seine Ahnen? Mit Sorge verfolgen wir die begreifliche Flucht der Deutschen vor der rücksichtslosen Gewalthershaft der polnischen Regierung, von der die frühere preußische Politik der Duldung merkwürdig absticht. Sollte wirklich dieser brutale Wille, der das Deutschland mit allen Mitteln zu vernichten sucht, die klügere Politik darstellen? Wer auf die polnische Geschichte zurückblickt, wird daran zweifeln.

In Wahrheit haben die Polen den Deutschen nie entbehren können, und wenn sie ihn heute verdrängten, mußten sie ihn morgen wieder holen.

In Liebe und Dankbarkeit denke ich an die Vaterstadt zurück, und ich kann nicht daran glauben, daß dies kerndeutsche Land dauernd dem unbilligsten Friedensschluß zum Opfer fallen soll. Unter der einstigen polnischen Herrschaft war das Land polnischen Einflüssen zugänglicher als die Stadt. Ich vertraue, daß jetzt beide nicht vergessen werden, wie ganz sie deutsch sind, auch wenn es gilt, für das Deutschland zu leiden. Ist das doch heute das Schicksal jedes ehrlichen Deutschen.

Uns Graudenzern, denen, die jetzt im Reich wohnen, und denen, die noch in der alten Heimat weilen, uns allen muß es Ehrensache sein, in stiller Treue dahin zu wirken, daß Graudenz eine deutsche Stadt bleibe auch unter dem weißen Adler, daß sich deutsches Leben dort zäh behalte, bis wieder der schwarze Adler seine Sittiche über Courbieres Grab breitet.

Weichselgrüße

Wo sich grüne Niederungen
schmiegen an des Stromes Strand,
wo das Ritterschwert durchklungen
wachtentreu das Ordensland —
wo durch alte Weidenbäume
nächtens rauend Winde wehn,
daß sie wie verschollne Träume
an den stillen Wegen stehn. —

Wo der Burgen wucht'ge Trümmer
dunkelhaftig, sagengrau,
ragen hoch im Sonnen schimmer
über Wiesen, veilchenblau —
wo der Sprosser traumhaft leise
Sommers singt im Vollmondstrahl,
sei gegrüßt mir, Heimatweise,
sei gegrüßt, mein Weichseltal!

Bruno Pompeki

Der Graudenzer Altar in Marienburg

Von Bernhard Schmid

In der Mitte des 14. Jahrhunderts vollzieht sich in der deutschen Kunst eine Wandlung von tiefgehender Bedeutung, der Uebergang von der Wandmalerei zur Tafelmalerei. Die Baukunst früherer Jahrhunderte, namentlich des 11. und 12., schuf Kirchen mit kleinen Fenster- und großen Wandflächen: auf diesen konnte sich der Maler betätigen. Im 13. Jahrhundert beginnt unter der Herrschaft einer neuen Stil-auffassung die Auflösung der Wand in Pfeiler und in große Fensterflächen, und der Wandmaler verliert die großen Aufgaben, wenngleich sie und da auch in den späteren Zeiten der Gotik sich Wandflächen zum künstlerischen Schmuck darboten. Als Ersatz hierfür geht die kirchliche Sitte im 14. Jahrhundert zu den gemalten Altaaraussägen über.

Ursprünglich standen wohl architektonische Aufbauten, sogenannte Retabeln, auf den Altären, aus denen sich bewegliche aus Holz geschnitte Schreine entwickelten, die dann im fünfzehnten Jahrhundert allgemein herrschend wurden und zu vielseitiger Ausbildung gelangten. Die Außenflächen der Seitenschreine und die hinzugefügten Klappschlügel boten Malern Gelegenheit, ihre Kunst zu zeigen, und fast die ganze mittelalterliche Malerei,

von 1350 an, besteht in Tafelbildern. Das Deutschordens-Land Preußen besitzt aus dieser Zeit des Ueberganges mehrere Malwerke von hervorragender Bedeutung; ich nenne nur das Kreuzigungsbild im Pelpliner Kreuzgange und das große Wandbild im Thor der Johanniskirche zu Thorn, das um 1370 entstand. Während in Pelplin die Komposition ganz schlicht ist, in monumentalster Anreihung weniger Nebenfiguren zu dem Hauptbilde des gekreuzigten heilandes, zeigt das Thorner Wandbild ein Mosaik von Einzelbildern, um eine figurenreiche Kreuzigungsgruppe herumgelegt, alles nur durch einen theologischen Grundgedanken zusammengehalten. Wie die Einzelfiguren von hoher Schönheit sind, so offenbart uns die Gesamtanordnung die Gemütstiefe, mit der deutscher Geist den eigenen Hauptgedanken, des Opfertodes Christi, mit allen seinen Schlussfolgerungen durchdachte. Etwa gleichzeitig mit diesen Thorner Wandmalereien sind die Tafelbilder des Graudenzer Altars entstanden, die uns sogleich die Kunst ostdeutscher Tafelmalerei auf einer sehr hohen Stufe zeigen. Schloss Graudenz war in der Mitte des 13. Jahrhunderts als Komturei des Deutschen Ordens erbaut, um das



Verkündigung an Maria
Innenseite des linken Innenflügels am Graudenzer Altar

Jahr 1270 wird zum ersten Male ein Komtur genannt. Im Südflügel lag die Kapelle, ein nicht sehr großer Raum von 8,47 m Breite und 17,9 m Länge, überdeckt mit drei Kreuzgewölben. Beschreibungen haben wir erstmalig aus dem Jahre 1413; die Kapelle hatte einen Hochaltar und zwei kleine Altäre, die reich mit Paramenten und Antependien und Silbergerät ausgestattet waren. Silberne Kopfreliquiare, Bildwerke unserer lieben Frauen von Elsenbein und von Bernstein werden noch genannt, also eine Fülle kostbaren Schmuckes, und dadurch wird es auch verständlich, daß die nicht genannten, festen Ausstattungsstücke auserlesene Kunstwerke waren. Wer den neuen Hochaltar-Aufbau bestellt, wer ihn gemalt hat, darüber fehlt jede Ueberlieferung. Tracht und Bewaffnung weisen ihn der Zeit von 1370—80 zu. Komture von Graudenz waren 1362—1374 Daniel von Menden, 1374—1379 Gebhard von Ampleben und dann bis zum Oktober 1383 Johann von Schönsfeld, der nachmals Kumpf des Hochmeisters wurde und als solcher sein Wappen in die Kumpanstube malen ließ. Es ist aber unmöglich, einen dieser Komture mit dem Altar in nähere Beziehung zu bringen. Das Programm der Bilderfolge ist wohl von einem Priesterherren ersonnen und überraschend klar gegliedert. In der Mitte zwei Hauptbilder, der Tod und die Krönung der Maria, daneben auf den Seitenflügeln vier Kindheitsbilder Jesu, in denen aber Maria die Hauptperson ist, die Verkündigung, die Anbetung des Christkindes, die Darstellung im Tempel und die heiligen drei Könige. Hier also durchweg Marienleben. Nach Schlüß der inneren Seitenflügel erblickt man auf acht Einzelbildern Vorgänge aus der Leidensgeschichte, vom Kampf in Gethsemane bis zur Auferstehung. Außen, nach dem Schließen sämtlicher Flügel, ein Bild des Auferstandenen (Johannis 20, 17) und in drei Bildern das jüngste Gericht, auch hier wieder in geistvoller Weise Maria in die Vorgänge der Heilsgeschichte eingefügt. Schon dieser klare, folgerichtige Aufbau des Bilderstoffs ist ungewöhnlich, und vielleicht hat der Maler den Priesterherren da etwas beeinflußt. Noch mehr und wirklich lebensvoll tritt uns die Persönlichkeit des Malers aus den Bildern selbst entgegen. In vielen Punkten haftet er fest an alten Ueberlieferungen, so in der Wahl von Goldgrund für die Bilder, der außen zu rotem Hintergrund vereinfacht wird; seine Figuren werden möglichst nebeneinander gestellt, wie als Flächen-

ornament, er lebt in einem Zeitalter, das weder landläufigen Naturalismus noch räumliche Tiefe darzustellen gewohnt war. Und doch finden wir Ansätze zu Tiefendarstellungen, so in der Schrägstellung des Sarkophages auf dem Auferstehungsbilde oder in den figurenreichen Bildern des Judaskusses und des Verhörs vor Herodes; noch besser ist auf dem Bilde des jüngsten Tages der Blick auf das weite Kirchhofsfeld mit den sich öffnenden Gräbern gelungen. Unser Meister war also auf dem Wege, die Tiefenwirkung des Raumes malerisch zu ergründen, aber er bevorzugt die figurenarmen Kompositionen unter Weglassung bedeutungsloser Nebenfiguren. Er konzentriert seine Darstellungskraft auf die gewaltigen Hauptpersonen und bleibt dadurch auf jedem Bilde so leicht verständlich. Zu dieser Klarheit des Gedankens kommt eine ungewöhnliche scharfe Beobachtungsgabe bezüglich des menschlichen Körpers, gepaart mit der Fähigkeit, das Geschaute bildlich wiederzugeben. Ihm ist Schönheit des Körpers, Anmut der Bewegung oberstes Gesetz, ihm ist die Fähigkeit gegeben, im Gesichtsausdruck der Köpfe das anzudeuten, was die Seele des Handelnden bewegt. Der Kopf des Heilandes, das Antlitz der Maria sind zweifellos Bilder nach dem Leben, sie kehren in gleicher Weise auf allen Bildern wieder, und hier offenbart sich das reife künstlerische Können unseres Meisters; in seinen etwa 60 Köpfen steht er den Leistungen berühmter Bildnismaler späterer Zeiten ebenbürtig zur Seite. Man muß diese Bildnisköpfe im Original studieren, denn nur eine Photographie in natürlicher Größe würde die Feinheiten dieser Bildnismalerei annähernd erkennen lassen. Die lieblichen Mädchenköpfe der Barbara und Katharina des Krönungsbildes, die von harter Lebensarbeit zeugenden Apostelköpfe, die würdigen Männergestalten des Darstellungsbildes — eine jede ist ein Kunstwerk für sich. Besonders gelungen sind die drei Könige aus dem Morgenlande und der würdige Alte, der mit geöffnetem Schatzkästchen vor dem Christkind kniet, könnte fast der Graudenzer Komtur sein. Unser Meister kann aber mehr, als bloß Köpfe malen. Das noli me tangere-Bild zeigt den fast unbekleideten Körper des Heilandes und verrät ein für jene Zeit ungewöhnliches Geschick in der Wiedergabe des menschlichen Körpers. Dem uralten Problem der bildenden Kunst, den menschlichen Körper zu ergründen und nachzubilden, ist der Maler mit scharfer Beobachtungsgabe nachgegangen, und

alle Stufen der Körperhaltung, von der Ruhestellung bis zu lebhaftester Bewegung, von gerader, aufrechter Stellung bis zum eng zusammengekauerten Figürchen, werden von ihm dargestellt, und selbst da, wo nicht alles restlos gelungen ist, haben wir den Eindruck, daß Modellstudium angewandt ist. Den zeichnerischen Schwierigkeiten der Bewegungsmotive geht er nicht aus dem Wege. Um so mehr gelingt die aufrechte Vollfigur, stehend oder langsam bewegt; sein Christus in der Gefangenennahme, oder vor Herodes, sind edel aufgesetzte Standfiguren, noch eindrucksloser ist der kreuztragende Heiland, etwas gebeugt, weit ausschreitend, mit ausgepannten Armen: eine Figur von schönem Linienfluß. Die mittelalterliche Kunst liebte den symmetrischen, gewissermaßen architektonischen Aufbau der Figuren, darin bietet der Graudenziger Altar meister nichts besonderes, aber wie er dieses Kompositionsgesetz durchführt, das verrät seine Eigenart. Auf dem Verkündigungsbilde ist die symmetrische Umrisslinie beider Figuren, die sich mühelos zum Spitzbogen ergänzen läßt, auffallend. Der Künstler braucht die gebeugte Körperhaltung, um die gläubige Demut der Maria und das Herabschweben des Engels zu kennzeichnen, und daraus ergibt sich für ihn der architektonische Figurenaufbau. Ähnlich ist es auf dem Darstellungsbilde und anderen Bildern, nirgends eine Zufallsgruppe. Dadurch wirken alle Bilder so unendlich feierlich.

Nun ein Wort über die Farben; sie haben den monumentalen Stil der älteren Wandmalerei und verraten, daß die Farbwerte der Luftperspektive noch unbekannt waren. Die malerische Darstellungskunst beruht hier in der

Verteilung und der Schattierung der Farben. Auf dem Krönungsbilde hat die Barbara einen grünen Brokatmantel mit rotem Futter, Maria einen blauen Rock und Mantel mit gelbem Mantelfutter, Christus einen roten Rock und Mantel mit grünem, olivenfarbig getöntem Mantelfutter, Katharina einen roten Goldbrokatmantel mit gelbem Umschlag und darunter einen grünen Brokatrock: überall mithin die Komplementärfarben richtig zusammengestellt. Wir finden das keineswegs bei allen Bildern jener Zeit; unser Meister mag, halb unbewußt, dazu gelangt sein, geleitet von einem fein entwickelten Farbensinn. Dieser zeigt sich auch in der Wiedergabe der reichen Brokatstoffe, die sich als Abwandlungen der an sich einfachen Grundfarben darstellen und dadurch für die glatten Gewänder der Figuren einen ruhigen, neutralen Hintergrund bieten. Meisterhaft ist die Gewandmodellierung mit tiefen Schatten und ausgiebigster Auflichtung durch Deckweiß; auch dieses war Allgemein Gebrauch jenes Jahrhunderts, nur die Virtuosität



C. Ruhnd phot.

Anbetung der heiligen drei Könige
Innenseite des rechten Innenflügels am Graudenziger Altar

des Vortrages ist Besonderheit des Meisters. Noch eine Farbenverteilung sei hier beschrieben, die des Dreikönigenbildes. Maria hat grünen Rock und grünen, rot gefutterten Mantel, der erste König einen roten, unmusterierten Rock, der zweite König einen grünen Goldbrokat-Rock, der dritte König einen weißen Rock mit tief violetten Schatten. Auch hier das Farbsystem Rot-Grün und dann die richtige Beobachtung, daß die Schatten von gewissen vorherrschenden Farben der Umgebung abhängig sind. Der Meister, der diese Bilder schuf, war ein gottbegnadeter Künstler von ungewöhnlichem Farbensinn und besonderer Gestaltungskraft. Um so mehr be-

dauern wir es, daß sein Name verschollen ist. Trotzdem ist es gelungen, seine Lebensschicksale ein wenig zu entfleieren. In den Zeiten, als dieser Altar entstand, war Prag der Sitz zahlreicher bedeutender Maler; Karl IV., ein besonderer Förderer der Kunst, hatte es verstanden, hier auswärtige Maler heranzuziehen und dauernd zu beschäftigen. Süddeutsche und italienische Einflüsse begegneten sich hier, und aus ihnen erwuchs allmählich eine Stilauffassung, die sich von der aller anderen deutschen Landschaften selbstständig mache und eigene Formen annahm. Nun waren die politischen und wirtschaftlichen Beziehungen Preußens zu Böhmen sehr rege; besaß doch der Deutsche Orden auch eine Anzahl ansehnlicher Komtureien in Böhmen. So ist es kein Wunder, daß wir dem böhmischen Stil in Preußen so oft begegnen, in den steinernen Pieta-bildern, in einigen Tafeln des alten Hochaltars von St. Marien zu Thorn und auch in unserem

Graudenzer Altar. Dieser steht in allerengster Beziehung zu einem Maler, der in der Kunstgeschichte als „Meister von Wittingau“ geführt wird und in der Nähe des böhmischen Deutschordenshauses Neuhaus wirkte*). Sein Schüler muß der Graudenzer Maler gewesen sein. Denn darüber kann kein Zweifel bestehen: ein so großes Malwerk ist nicht meilenweit über das Land gefahren, sondern in Graudenz selbst ent-

standen, in mehrjähriger Arbeit. Gehilfenarbeit könnte nur an untergeordneten Stellen verwandt sein; alle 17 alten Bilder erscheinen wie aus einem Guss. Es muß aber betont werden, daß der Stil des Meisters über Böhmen hinaus, nach Italien hinweist. Die abgeklärte Ruhe seiner schön gebildeten Gestalten erinnert zu sehr an die Werke toskanischer Maler des 14. Jahrhunderts, an die frühen Sienesen und Florentiner. Die Technik der Brokatgewänder, die Dogenmützen der Könige, die bekrönenden Ziergiebel und andere Einzelheiten sind südländische Eigenart. Anklänge in der Komposition selbst fehlen aber durchweg, hierin erweist sich der Graudenzer Meister als geistig selbstständig, als schöpferisch veranlagte Kraft. Bisher sind andere Bilder des Graudenzer Meisters nicht gefunden, er muß bald darnach ausgewandert oder verstorben sein, aber es mag auch etliches von seinen Werken in anderen Kirchen des Kulmerlandes gestanden haben,

Anbetung des Christkindes durch Maria
Innenseite des rechten Innenflügels am Graudenzer Altar



wo es dann in den schweren Kriegen des 15. Jahrhunderts zugrunde ging. Diese Kriege sind wohl auch schuld daran, daß wir in Preußen keine Schulnachfolger des Graudenzer Meisters finden, in jeder Hinsicht steht er vereinzelt da, wie ein glänzender Meteor. Aber die Schönheit des Werkes wurde zugleich sein Schutzgeist. Als 1667 der Domherr Johann Ludwig Strzesz die Visitation des Bistums Kulm begann und Kirchenbeschreibungen verfaßte, die heute eine der wichtigsten Quellen preußischer Kunstgeschichte geworden sind, nennt

* Neuwirth, die Beziehungen des Graudenzer Altarwerks der Marienburg zur altsächsischen Malerei. Prag 1918. Komm.-Verlag J. G. Calve.

er auch die Altarbilder „Das Bild des Todes der Maria, Werk einer ausgezeichneten Kunst (insignis artificii), wird von doppeltem Verschluß, nach Art eines Schreines geschützt; auf den Türen sind die Geheimnisse des Leidens Christi mit kundigem Pinsel gemalt.“

Im September 1795 gestattete die Regierung dem katholischen Stadtpfarrer von Graudenz den Abbruch der Schloßkirche zur Instandsetzung des Pfarrturmes. Damit wurde der Untergang eines Bauwerkes besiegelt, an dem noch Stresz 1667 den prächtigen Aufwand und die verehrungswürdige Erhabenheit rühmte. Der Altar kam in die städtische Pfarrkirche, wobei er in zehn einzelne Tafeln zerstört wurde; später gelangte ein Flügelbild in die Friedhofskapelle und sieben Flügelbilder wurden dem 1884 eröffneten Kunstgewerbemuseum in Danzig überwiesen. Nur die beiden Mittelbilder blieben in Graudenz, aber aller Orten waren die Bilder ungünstig aufgehängt, ohne Verständnis für ihre künstlerische Bedeutung. 1890 wurden die Bilder von Münzenberger eingehend besprochen und in ihrem Werte richtig erkannt, doch blieb dies zunächst weiteren Kreisen unbekannt. In den Jahren 1907 und 1912 gelang es dann dem Geheimen Baurat Steinbrecht, sämtliche Bilder für die Marienburg zu erwerben und sie, wie einst, zum einheitlichen Altaraufbau zusammenzufügen. Seit dieser Zeit erwachte auch die Teilnahme der Kunstschriftsteller an

diesem Werke; Burger, Deger, Ehrenberg, Kutter und zuletzt Georg Dehio befprechen es mehr oder minder ausführlich. 31 Burgen von Komtureien oder ihnen gleichstehenden Verwaltungsbezirken hatte der Orden in Preußen und Pommern; die Zahl aller baulich bedeutsamen Burgen mag mehr als 50 betragen haben. Aus allen diesen Burgen haben wir nur diesen einen Altar! Daraus kann man ermessen, wieviel uns verloren gegangen ist. Die letzten vier Jahrzehnte vor 1410 müssen außerordentlich fruchtbar gewesen sein und eine ganze Schar von Malern fand hier lohnende Beschäftigung, worüber auch genugsam urkundliche Ueberlieferungen erhalten sind.

Heute ist der Graudenzer Altar wieder in eine Ordensburg eingekehrt und macht sich dem Gedanken dienstbar, der das Unternehmen der Marienburger Schloss-

Wiederherstellung leitet. Die Marienburg soll uns in der baulichen Form und Ausstattung die



L. Kuhnt phot.

Auferstehung Christi

Außenseite des rechten Innenflügels am Graudenzer Altar, Marienburg

Kunst des Mittelalters vorschöpfen und zugleich zeigen, wie die Kunst nur ein Teilgebiet der menschlichen Kultur ist. Die Verfassung des Ordens, die äußerer Lebensgewohnheiten und die geistigen Anschauungen der Ordensbrüder: alles spiegelt sich in diesem großen Bauwerk. An dem Graudenzer Altar können wir aber beurteilen, wie sich das religiöse Empfinden und das Schönheitsbedürfnis der damaligen Menschen verbunden, um Werke von solchem unvergänglichen Werte zu schaffen.

Ohne Namen

Alles was zart ist, teilt das Geheimnis,
offne Gesichter hellbunter Blümchen,
milden Wassers schwankende Haut,
hoher Wolken geruhsames Schweben,

lippelnder Blättchen plaudernder Laut.
Alles was zart ist, redet so lieblich
von Ruhe und Süße, von himmlischen Freuden,
im Kühlen, im Leichten, im Feuchten.

Von Elisabeth Siewert

Graudenz und die Feste Courbiere

Von Paul Fischer

Das weithin im Kulmerlande und in Pommerellen sichtbare Wahrzeichen der Weichselstadt Graudenz ist der zinnenlose Rundturm der verschwundenen Komturei der Deutschritter auf dem Schloßberge, und das historische Kennwort, das mit dem Namen des lieben, alten Graudenz, als der preußischen Stadt und Festung, innig verbunden ist, lautet: Courbiere!

Wer aus dem Flachlande des Westens, von der Tuchler Heide her je auf der Eisenbahn von Laskowiz nach Graudenz fuhr, ob Einheimischer oder Fremdling, war sicherlich stets freudig berührt oder überrascht von der Schönheit und Wucht des Landschafts- und Stadtbildes, das sich von der Eisenbahnbrücke aus, die über die Weichsel führt, darbot.

Die mächtige eiserne Brücke, ein gebiegenes Werk deutscher Ingenieurkunst der 70er Jahre, mit den Brückenköpfen 1140 m lang, ruht mit ihren graugestrichenen eisernen Jochbögen auf zwölf Granitpfeilern und spannt sich über die hier bei nahe 500 m breite Weichsel und über die bei Hochwasser und Eisgang vom gewaltigen Strom überfluteten Weidenkämpen der Schwetzer Niederung, deren fruchtbare Felder und von deutschen Bauern schon seit pommerellischer Herzogszeit bewohnte Dörfer durch starke Dämme und Deiche, die sich von Sartowiz bis Neuenburg hinziehen, schon seit den Tagen des Ordenslandmeisters Meinhard von Querfurt gesichert sind. Auf dem rechten Ufer des Stromes, wie Kulm und Thorn, liegen die Stadt Graudenz und die Feste Courbiere.

In die Zeit unmittelbar nach dem Friedensschluß mit den Preußen im Jahre 1249 fallen die ersten Anfänge der Ortschaft Graudenz. Am östlichen und südlichen Fuße des Burgberges siedelten sich Trophäute des Ordens, Handwerker und Kaufleute aus dem Deutschen Reiche an, unter Schutz und Pflegshaft des Ordens. Am 18. Juni 1291 wurde der Ansiedlung Graudenz vom Landmeister Meinhard von Querfurt die Stadtkunde mit kulmischem Rechte verliehen, als Zeuge wird u. a. der „kumpthor zu Graw-

denz Bruder Gunter von Schwarzburgk“ genannt. Der Verleihungsbrief von 1291 ist noch im städtischen Archiv erhalten, auch besitzt die Stadt Graudenz noch heute das in der Urkunde bezeichnete Gelände, hin bis zum Rudniker und Rondener See. Die alte Form der Stadt war ein Viereck, gebildet von dem Gebiete, das die Speicherstraße, ein Teil der Trinkestraße, die Grabenstraße und eine nach dem Schloßberge sich hinziehende Mauer umschlossen. Das Lessener oder Marienwerder Tor, im Nordosten der Stadt, und das Thorner Tor im

Süden (das noch Mitte des 19. Jahrhunderts erhalten war) bildeten die Haupteingänge zur Stadt. Die Marienwerder Straße, mit der Verlängerung Lindenstraße, ist noch heute die Hauptverkehrsstraße. (Die Namen sämtlicher Straßen und Plätze von Graudenz sind seit der polnischen Besitzergreifung 1920 polnisch entweder übersetzt oder ersetzt.) Vom Wassertore zog sich, die Speicherstraße entlang, die Auffahrt zur Burg. Zur Ordensritterzeit bestand die Komturei aus Vorburg und Haupthaus. Bei Terrassierung des Schloßberges an der östlichen

Seite im Sommer 1902 ist noch ein großer Teil der ehemaligen Vorburgmauer in der Längsrichtung des Schloßbergrestaurants „Weinberg“ (zur Ordensritterzeit wuchsen dort Reben) blosgelegt und unter Verwendung neuer Ziegel zu Grotten umgeschaffen worden. Vorburg und Haupthaus waren durch einen trockenen, ausgemauerten Graben getrennt. Im Burggraben ist jetzt ein Kinderspielplatz.

Auf dem ehemaligen Burgwallumgange (Parham) ist 1872 zur Erinnerung an die am 28. September 1772 erfolgte Huldigung der preußischen Stände im großen Remter der Marienburg ein Obelisk errichtet worden mit der Inschrift von der Huldigungsmedaille Friedrichs des Großen: „Regno redintegrato Fides praestita Marienburgi 1772“. Der große welthistorische Sinn der Wiedergewinnung des deutschen Kulturlandes Westpreußen, der Rettung und Fortführung des deutschen Kulturwerkes des Deutschritterordens, nachdem auch die Stadt



De l'Humme Courbiere

Graudenz 300 Jahre lang, vom 2. Thorer Frieden 1466 bis 1772, unter polnischer Herrschaft gewesen war, wird durch die Worte: „Der wiederhergestellten Herrschaft Treue gelobt“ zu schlichtem Ausdruck gebracht. Das heruntergekommene Städtchen Graudenz mit der verfallenen Burg zählte 1772 kaum 2000 Einwohner in 146 Feuerstellen (Wohnhäusern) und hatte zehn „wüste“ Plätze. Der väterliche Preußenkönig sorgte für das „*Retablissemant*“, die Ziegeln der Burg wurden zu allerlei notwendigen Bauten verwertet.

In der Nähe des alten dicken Rundturmes, des Bergfriedes (altdeutsch *Bergfrit* von „berg“ und *frit*, Freiheit, Schutz), der noch jetzt etwa 20 m hoch ist und seine Bekrönung erst gänzlich 1807 verlor, befand sich der Burghofbrunnen. Der Graudenser Altertumsverein hat ihn aufgedeckt und 1895 wiederherstellen lassen, mit einer Umwehrung aus geschliffenem rötlichen Kunsteisen. Der Brunnen ist 50 m tief und hat $2\frac{1}{2}$ m im Durchmesser. Auf einer Kunsteintafel liest man die (von dem Altertumsforscher und weiland Gymnasialdirektor Dr. Anger verfaßten) Verse:

„Lang' hast labenden Trunk du gespendet
den Rittern des Ordens,
Lange vergessen geruht, zürnende Nixe des
Quells!
Lächle versöhnt nun wieder! Es strahle dein
offenes Auge
Wieder des Himmels Blau, Wolken und
Sterne zurück!“

Von der Plattform des Schloßturmes aus, der im Volksmunde auch die aus dem polnischen Worte „*klinik*“, d. h. Kiepslock, gebildete Bezeichnung „*Klimmek*“ führt, d. h. ein Klimmer in der Ecke, in andere Burgbefestigungen hineingesetzt, genießt man eine entzückende Rundschau auf Stadt und Weichselthal. Im Norden grüßen Neuenburg, im Süden die Türme des altehrwürdigen Kulm, drüber im Westen dehnt sich die fruchtbare Niederung aus mit den schönen deutschen Dörfern, in denen viele Mennoniten Musterwirtschaften und behagliche Heime geschaffen haben. Auf 20 Kilometer ist der gewaltige Weichselstrom übersehbar mit den beiden Graudenser Brücken (die „*Armierungsbrücke*“, nahe der Trinkemündung, oberhalb der Eisenbahnbrücke, entstand im Weltkriege und vermittelte den Verkehr mit „Jenseit“) und den Schiffen und Holzraften, die von Thorn her heranschwimmen; mitunter be-

leben auch die flinken, schlanken Boote des Graudenser Rudervereins das Bild auf dem Strom.

Aus einer Seitenpforte des noch heut erkennbaren Wassertores, am südlichen Ende der Speicherstraße, gelangt man über eine Treppe zum Fährplatz, der seit 1905 zu einem gepflasterten Deckwerk umgewandelt ist, als Anlegebollwerk für Fahrzeuge dient und durch seine Uferbefestigung dazu beiträgt, daß der Schloßberg, an dessen Fuße sich bei Eisgang oft große Massen antürmten, nicht etwa unterspült wird.

Am Fährplatz lag auch der Fährkrug, in dessen Hausflur im März 1838 der kgl. preußische Staatsgefange weiland Jenenser Studiosus Fritz Reuter aus Stavenhagen, der spätere plattdeutsche Dichter, vor der Fahrt nach der Festung („*Ut mine Festungstid*“) auf den Wagen gewartet hat. Nach dem Weichselgang Ende der 80er Jahre ist dieses alte Fährhaus abgebrochen worden.

Das vorn in diesem Heft in kleiner Autotypie wiedergegebene Ölgemälde des 1902 verstorbenen Graudenser Landschaftsmalers Gustav Breuning, dessen Bilder übrigens auf Kunstausstellungen in Stettin (B. war aus Pommern gebürtig), Königsberg, Danzig Beachtung gefunden haben, stammt aus dem Jahre 1889. Es ist nicht nur ein Werk ostdeutscher Heimatkunst, das eine charakteristische Seite des alten Graudenz ausprägt, sondern es hat noch einen ganz eigenen „lokalen“ und provinziellen Wert: die im Mittelgrunde versammelten Männergruppen, für den genauen Kenner von intimem Reiz wegen der vorzüglichen Erfassung des ganzen, schon allein in der Körperhaltung gekennzeichneten Wesens, sind Persönlichkeiten, die Jahrzehnte lang für Stadt und Provinz mit großer Liebe und in tüchtiger Arbeit gewirkt haben. Mit Ausnahme des ehemaligen Landrats und Landtagsabgeordneten Conrad Gronza weilt keiner der hier Dargestellten mehr unter den Lebenden. Da steht z. B. neben dem Maler Breuning selbst, der Skizzen vorzeigt — und Jahrzehnte lang hat dieser ostdeutsche Meister Menschenlicher Zeichensorgfalt immer wieder landschaftlichen Motiven der Graudenser Weichselgegend neue Seiten abgewonnen —, im Gespräch mit einem Ehrenbürger von Graudenz, weiland Landgerichtspräsident Wezki, Ehrensenior des preußischen Provinzialhängerbundes. Zwei andere Ehrenbürger (rechts), der in Deutschland bekannte Botaniker, frühere Apothekenbesitzer Scharlock und Kanzeleirat, ehem. Stadtarchivar

und Chronist Froelich, grundverschieden in ihrer Weltanschauung, zähe in der Verfolgung idealer Ziele. Scharlock hat z. B. durch unermüdliche Forderung bewirkt, daß die 1858 auf Anstalten einer Jesuitenmission aus der katholischen Kirchmauerpforte freuentlich herausgemeißelte Inschrift: „Wir glauben all' an einen Gott und die Liebe vereinigt uns alle!“, wenigstens an der Herberge zur Heimat, 1897, angebracht wurde. Froelich, ein eifriger Altertumsforscher, wie Dr. Anger, der ehem. Gymnasialdirektor (in einer anderen Gruppe), hat den alten Burgbrunnen ermittelt. Alle diese Männer: „Alte von Graudenz“!

Auf der Hochebene, die im Süden des Schloßberges den Übergang zur Graudenzer Stadttaulmulde bildet, stehen noch die wenigen Gebäude des Gemeinwesens, die

Jahrhunderte überdauert haben, ohne das Wesentliche ihrer äußeren Gestalt einzubüßen. Die im gotischen Stile erbaute katholische Pfarrkirche St. Nikolai gehört zu den ältesten deutschen

Baudenkmälern der Provinz Westpreußen, sie stammt aus 1300. Bei dem großen Brande Ende August 1659, als der polnische Kronmarschall Lubomirski die von den Schweden (von 1655 ab) besetzte Stadt und Burg „berannt“ und in die Stadt hatte Feuerbrände hineinwerfen lassen, blieb nur die Nikolaikirche mit 15 Häusern und 6 Speichern verschont. Die Kirche besitzt als besondere Sehenswürdigkeiten einen uralten Taufstein mit Hochreliefs, bronzen, frühgotische Altarleuchter, an der Kanzel sind feine, in japanischer Manier von Jesuiten des 18. Jahrhunderts hergestellte Medaillons mit vergoldeten Ornamenten auf schwarzem Grunde eingeschlossen, die wertvollen Marienbilder, der ehemalige Flügelaltar aus der Burgkapelle sind jetzt im Besitz der Marienburger Schloßbauverwaltung und in der Lorenzkirche, Marienburger Vorburg, aufgestellt. (Siehe den Aufsatz

von Baurat Schmid-Marienburg in diesem Heft.) Die Schriftl.)

Das Städtische Museum, dessen geistiger Urheber der Vorsitzende der Altertumsgesellschaft Gymnasialdirektor Dr. Anger war, ist durch eine testamentarische Stiftung (60 000 M.) des im Jahre 1901 in Berlin gestorbenen früheren Besitzers des Graudenzer „Gefälligen“, Gustav Röthe, ermöglicht worden, Stadt und Staat haben 100 000 M. zu diesem finanziellen Grundstock zugeschossen.

Ein besonderes Courbiere-Museum bestand vor dem Weltkriege in zwei Zimmern des alten

Gouvernementsgebäudes auf Seite Courbiere, das einige Jahre Offizierskasino des 8. Westpreuß. Infanterieregiments Nr. 175 war. Die Sammlung war in der ehemaligen Dienstwohnung des „Helden von Graudenz“ durch Oberst v. Basedow eingerichtet worden, sie enthielt u. a. Gegenstände aus dem Nachlaß Courbiere's, gestiftet von der Familie (die jetzt noch in Pommern Landbesitz hat), ferner Karten, Pläne, Kugeln, Torschlüssel, preußische und französische Waffen von 1806/07, Bilder von Courbiere und anderen preußischen Offizieren, farbige Truppenzeichnungen usw. Das Hauptstück ist das wie eine Skulptur aus Eichenholz hergerichtete Originalmodell der in der Berliner Ruhmeshalle aufgestellten Kolossalbüste Courbiere's von Wolf, in 1½ m Höhe. (Nach dieser Büste ist die Photographie angefertigt.) Bei dem Umzuge des Regiments nach einer der vielen Kasernen der Stadt Graudenz wurde die ganze Sammlung der Stadt übereignet und erhielt im Städtischen Museum einen besonderen Raum.

In dem einstöckigen, sächlichen Gouverneurshause, das jetzt von stattlichen Linden und Kastanien beschattet wird, in seiner Dienstwohnung, hat Gouverneur Courbiere jene geschicht-



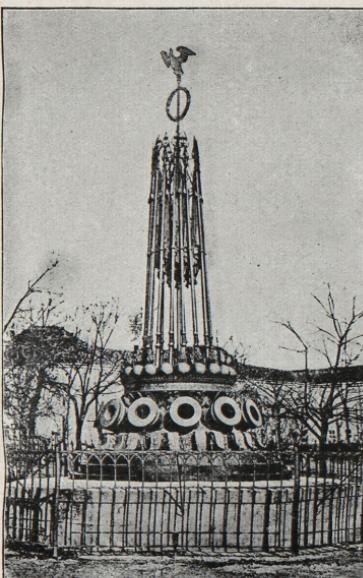
Aufn. von P. Fischer

Das alte Gouverneurhaus auf Seite Courbiere

lich denkwürdige Unterhaltung mit dem Oberstleutnant Aimé, einem Adjutanten des französischen Generals Savary, gehabt, in deren Verlauf Courbiere, unter Hinweis auf eine Briefstelle mit dem Verlangen zur Uebergabe der Festung, und zwar in französischer Sprache, erklärte: „Ihr General sagt mir hier, daß es einen König von Preußen nicht mehr gibt, da die Franzosen seine Staaten besetzt halten. Nun wohl, das kann sein, aber wenn es auch keinen König von Preußen mehr gibt, so existiert doch wenigstens noch ein König von Graudenz“. D. h. also, so besitzt der König Friedrich Wilhelm III. doch immer noch als König das Gebiet der Festung Graudenz. Als „König von Graudenz“ hat sich der beschiedene, pflichttreue preußische Offizier, dem jede theatralische Pose fremd war, niemals bezeichnet, wie unter vollständiger Verkennung des Charakters von Courbiere und ohne genaue Kenntnis des von einem Enkel Courbières überlieferten französischen Wortlauts: „... mais, s'il n'y a plus un roi de Prusse, il existe au moins encore(!) un roi de Graudenz!“ in unzähligen Geschichts- und Lesebüchern irrtümlich verbreitet worden ist. Sich selbst hat Courbiere das Königreich seines ehrlichen Namens erhalten. Guillaume René de l'Homme de Courbiere (seinen Namen schrieb er ohne Akzent auf dem e, und auf Briefe französischer Generäle hat er grundsätzlich nur in deutscher Sprache geantwortet) war am 28. Februar in Maastricht als Sohn eines holländischen Majors geboren. Die reformierte Familie war infolge Aufhebung des Ediktes von Nantes ausgewandert und stammte aus der Gegend von Grenoble in Südfrankreich. 1756 war Wilhelm Renatus von Courbiere als Ingenieurkapitän in preußische Dienste getreten. Bei Liegnitz und Torgau zeichnete er sich so

aus, daß ihm Friedrich d. Gr. den Orden pour le mérite verlieh. Die Courbiere'schen Kinder unterrichtete, als Courbiere nach dem Hubertusburger Frieden Kommandant in Emden war, eine Zeit lang der Dichter Johann Gottfried Seume, der als Angeworbener und Deserteur der Humanität Courbiere's sein Leben verdankte. Im Kriege gegen Frankreich unter König Friedrich Wilhelm II. General, führte Courbiere siegreich preußische Gardetruppen, 1792 nahm er Verdun, Oktober 1806 erhielt er in der Garnison Goldap den Befehl von König Friedrich Wilhelm III. zur Übernahme des Gouvernements der Festung Graudenz. Dort ist er auch — am 23. Juli 1921 waren 110 Jahre nach dem Tode des Gouverneurs und Feldmarschalls Courbiere verflossen! — gestorben. Im Kommandanturgarten der Festung, hoch oben auf Bastion III, liegt unter Lindenbäumen die Ruhestätte Courbiere's und seiner Gemahlin.

Bald nach dem Frieden der Befreiungskriege hat König Friedrich Wilhelm III. auf Staatskosten dem Verteidiger der Festung ein eigenartiges militärisches Denkmal, nach einem ursprünglichen, aber ganz veränderten Entwurfe Carl Friedrich Schinkels, inmitten der Festung errichten lassen. Über kreisrund zusammengestellten Mörsern tragen Adler ein Spruchband,



Denkmal für den General-Feldmarschall de l'homme de Courbiere auf der Festung Courbiere 26. Mai 1815 eingeweiht

alles aus Erz, mit der Inschrift: „Ihm, dem unerschütterlichen Krieger, dankt König und Stadt die Erhaltung dieser Festung.“ — Auf der unbezwungenen Festung Courbiere, die 1870/71 französische Kriegsgefangene, darunter auch General Saussier, barg, walten jetzt, wie in der Stadt Graudenz, die verbündeten Franzosen und Polen. Graudenz ist keine deutsche Stadt mehr, 8000 Familien sind bis jetzt abgewandert nach Deutschland, und mit tiefer Wehmut gedenken sie des lieben alten Graudenz an der Weichsel.

alles aus Erz, mit der Inschrift: „Ihm, dem unerschütterlichen Krieger, dankt König und Stadt die Erhaltung dieser Festung.“ —

Auf der unbezwungenen Festung Courbiere, die 1870/71 französische Kriegsgefangene, darunter auch General Saussier, barg, walten jetzt, wie in der Stadt Graudenz, die verbündeten Franzosen und Polen. Graudenz ist keine deutsche Stadt mehr, 8000 Familien sind bis jetzt abgewandert nach Deutschland, und mit tiefer Wehmut gedenken sie des lieben alten Graudenz an der Weichsel.

Eisbrechdampfer auf der Weichsel bei der preußischen Strombauverwaltung

Der Eisaufriss der Weichsel im Vorfrühling und der dann folgende Eisgang sind von jeher gefährlich gewesen, namentlich wenn sich infolge anhaltenden Frostes eine sehr starke Eisdecke gebildet hat. Streckenweise erlangt das Kerneis eine Dicke von einem Meter und darüber. Oft entstehen Eisversetzungen bis auf den Grund, und die Folge sind Dammbreüche und Überschwemmungen in den gesegneten Weichselniederrungen. Das seit Jahren erprobte Hauptmittel gegen Eisversetzungen ist der Aufbruch der Eisdecke von der Mündung an stromauf durch Eisbrechdampfer.

Die preußische Strombauverwaltung hatte zu diesem Zwecke allmählich eine ganze Flotille kleiner, möglichst flachgehender Eisbrechdampfer mit sehr starken Maschinen erbauen lassen. Unser Bild zeigt zwei dieser Dampfer in Tätigkeit. Von den Eisbrechdampfern wird nicht die Eisdecke der ganzen Strombreite, sondern

nur eine Rinne von 100 bis 150 Metern Breite gebrochen, und zwar arbeiten zwei Dampfer gleichzeitig in einem Abstande von etwa 50 Metern, während andere Dampfer hin- und herkreuzen, um für ein glattes Abtreiben des gebrochenen Eises zu sorgen und die gebrochene Rinne zu verbreitern. Beim Brechen fahren die Dampfer mit voller Maschinenkraft stromauf gegen die Eisdecke und schieben sich, da ihr Vorderteil emporragt, auf das Eis hinauf, worauf dieses durch das Gewicht der Dampfer zusammenbricht. Alsdann setzen sich die Dampfer rückwärts in Bewegung, lassen die Eisschollen abtreiben und nehmen einen neuen Anlauf aus etwa 100 m Entfernung. In dieser Weise wird auch nachts unter Beleuchtung durch elektrische Scheinwerfer gearbeitet.

Bei günstigem Wetter und Wasserstande ist es schon gelungen, den ganzen bisher preußischen Stromlauf der Weichsel von 222 Kilometer Länge in vier Wochen aufzubrechen.



Phot. J. Chiss, Thorn

Eisbrecher auf der Weichsel

Abend an der Weichsel

Von Franz Lüdtke

Hastig, ein stürmender Reiter, die graue Wolke flieht,
längs der dämmernden Ufer ein Schwarm von Krähen zieht.
Kalt über Wiesen und Moore schleift der Abendwind,
schäumend um Schilf und Buhnen die dunkelnde Weichsel rinnt.

Einsam auf steilen Stegen wandern wir hand in Hand,
schreiten über die Äcker hin durch des Lebens Land;

Tragen im Herzen beide tief, tiefernste Ruh...
Feierlich wallt der Strom der ewigen Heimat zu.

Roggenhausen



Von Paul Fischer

Eine der schönsten Landschaften des Kulmerlandes, im Kreise Graudenz, ist die bewaldete Bergkuppe Roggenhausen mit den Ruinen einer Deutschritterburg, an deren Fuß die Gardenga in die Ossa mündet, unweit der Chaussee von Graudenz-Lessen, die schon im Jahre 1285 als wichtige Straße nach Christburg erwähnt wird, „via de Rogosen in Christpurch“. Mit Wagen ist Roggenhausen von Graudenz aus (15 km) in zwei Stunden zu erreichen, Roggenhausen ist auch Bahnstation, aber vom Dorfe Roggenhausen $\frac{1}{2}$ Stunde entfernt, an der Strecke Graudenz—Garnsee—Marienwerder, also in der Nähe der jetzigen polnisch-ostpreußischen Grenze. Für den Wanderer ist der Weg durch das anmutige Ossatal vorzuziehen, von Bahnstation Boguschau am Melnosee vorbei, über Dorf und Mühle Slupp. Durch den schlimmen „Frieden am Melnosee“ 1422 verlor der Deutschritterorden Samaiten, das Verbindungsgebiet zwischen dem östlichen ostpreußischen Ordensgebiete und dem baltischen Ordenslande, Kurland, Livland, Estland, das an Polen-Litauen abgegeben werden mußte. Ernst Wichert erwähnt den Melnosee (in dessen Nähe auch die große Burgruine Rehden liegt) in seinem Roman „Heinrich von Plauen“. Hochmeister Heinrich von Plauen, der Erretter der Marienburg, nach der Schlacht bei Tannenberg, war nach seiner Absezung vom Hochmeisteramt (1413) Komtur der Engelsburg, die auf dem Wege Graudenz—Rehden lag. Das Gut „Mühle Slupp“ ist eine sehr alte Siedlung. Hier war um das Jahr 1000 die Grenze zwischen Kulmerland und Pruzzenland, der Ort Slupp hat seinen Namen von „Grenzpfahl“. Bei Slupp fließt die Ossa durch ein windungsreiches, tiefes Tal, dessen Hänge mit herrlichem Laubwald bestanden sind. Auch das Gardengatal und der Burghügel von Roggenhausen mit seiner ganzen Umgebung können einen Vergleich mit dem schönen Thüringer Hügellande sehr wohl aus halten.

Roggenhausen oder Roghus hat seinen Namen als ein auf einem Berggrücken, rog, gelegenes festes Haus der Deutschritter. Mehr als zwanzig Türme gehörten einst zur Befestigung dieser

Bergwaldburg an Ossa und Gardenga. Seit 1285 war sie Sitz eines Komturs des Deutschritterordens, seit 1333 Vogtei. Nach der Schlacht bei Tannenberg (1410) fiel Roggenhausen durch Verräterei der Eidechsritter des Kulmerlandes in die Hände der Polen. Während des 13-jährigen deutschen Bürgerkrieges im Ordensritterstaate wurde die Burg Roggenhausen von den „Verbündeten“ behauptet, und nach dem Thorner Frieden von 1466, der den westlichen Ordensstaat Polen angliederte, wurde Roggenhausen Sitz eines polnischen Starosten, 1590 wurde es kgl. polnisches Tafelgut, 1628 von den Schweden besetzt, wobei der Schwedenkönig Sprengversuche mit einer neu erfundenen Mine anstellen ließ, die viel von dem gewaltigen Mauerwerk zerstörten, ein großer Brand 1454 hatte auch schon Zerstörungen an der Burg angerichtet. Nach der preußischen Besitzergreifung (1772) wurde Schloß Roggenhausen kgl. preußische Domäne, auf der Vorburg wurde ein Pächterhaus errichtet und ein Garten angelegt, Mauermaterial vom verfallenen Haupthause und den Befestigungsmauern wurde zum Bau der Feste Graudenz und zu allerlei wirtschaftlichen Bauten verwendet. Seit 1836 war die Staatsdomäne Roggenhausen in Pfört der Familie v. Kries und der musterhafte Wirtschaftsbetrieb hat sich auch in der schwierigen Weltkriegszeit bewährt. Die preußische staatliche Baudenkmalspflege des 19. Jahrhunderts hat dafür gesorgt, daß der mächtige, eigenartige, siebengeschossige Torturm (siehe das Bildchen) unter Dach wohl erhalten geblieben ist und ebenso ein kleiner, 5 m dicker Rundturm an der Südostecke der Schloßbergvormauer, deren verwitterte Reste wie Felsen zwischen Tannen und Buchen ragen, als „Luginsland“ und als charakteristisches Beispiel der Ordensritter-Baukunst stilgerecht wiederhergestellt worden ist. Der Torturm ist 21 m hoch, vierzig mit 11 m Seite und von 2,75 m Wandstärke. Die Durchfahrt ist mit einem flachen Tonnengewölbe überdeckt, der vordere Torbogen mit Fallgatterbahn versehen, im unteren Geschosse ist die Anlage eines Pförtnerstübchens noch erkennbar.



Überschwemmtes Gebiet der Thorner Niederung

Der landschaftliche Charakter der Thorner Gegend

Von R. Heuer

Es ist eine in Deutschland weitverbreitete Ansicht, der Osten sei arm an landschaftlicher Schönheit. Schriftsteller und Dichter haben kaum jemals unsere Hügel und Seen, Wälder und Flüsse geprägt, während sie von jeher Thüringen, Schwaben, die Rheinlande in immer neuen Tönen besungen haben und noch besingen. Und doch ist es nur ein Vorurteil, daß der Osten reizlos sei. Nein, nicht reizlos, sondern nur unbekannt, unverdientermaßen unbekannt! Das gilt im besonderen auch von der Thorner Gegend. — Gewiß, sie kann sich mit der Herrlichkeit des Hochgebirges, der waldigen Meeresküste nicht messen, aber dem, der sie offenen Auges durchstreift, offenbart sie eine Fülle eigenartiger Schönheit.

Vor allem ist es die Weichsel, die dem landschaftlichen Bilde den charakteristischen Zug einzeichnet. Wie rauscht sie wild und breit daher, wenn die schäumenden, braungelben Frühjahrs-Hochwasser von den Karpathen und polnischen Ebenen her sich zur Ostsee drängen und nicht selten über die Ufer treten, die Niederungen überschwemmen und einen großen Teil der Thorner Umgegend zu einem wüsten, meilenbreiten See machen: ein aufregendes, beeinstigendes Schauspiel! Wie zieht sie ruhig, majestatisch im Frühsommer ihre Bahn inmitten grüner Wiesen und Saaten, beladen mit holztragen und ihren singenden, fidelnden galizischen Flissaken! Im Hochsommer freilich schleicht sie ermattet dahin; riesige Sandbänke, auf denen sich zuweilen ein urwüchsiges Freibad Leben regt, hemmen ihren Lauf, und die Schiffe haben Not, eine sichere, tiefe Fahrrinne zu

finden. Aber wenn dann die Herbstregengüsse für neue Auffüllung sorgen, zeigt sie sich wieder in ihrer vollen Kraft. Und nun gar erst im Winter! Dicht bedeckt mit knisternden Eisböschungen, rauscht sie unheimlich bei den altersgrauen Mauern und Türmen vorbei, anzusehen wie ein Märchen aus Nordpollanden, jeden Verkehr unmöglich machend, bis die Eismassen irgendwo sich über- und untereinander schieben, sich auftürmen und den Strom stauen und dann den Fluß unter eine feste Decke nehmen, über die Menschen und Tiere und schwere Lastwagen wie auf festem Erdboden sich fortbewegen können. Viele Wochen lang liegt in manchen Jahren das Eis fest, bis es endlich wieder mit donnerähnlichem Getöse seine Fesseln sprengt und in die Ostsee schwimmt.

Wer jemals im Sommeronnenshimmer etwa vom hohen Steilufer dicht oberhalb der Weichselbrücke über der weiten, stromdurchglanzten Au gestanden hat — weit im Osten die waldigen Höhen des ehemaligen Russland, im Süden das Dorf Rudak, anmutig im Grünen mit seinem schmucken Kirchturm gelegen, im Hintergrunde die sandigen Höhen des Schießplatzes, westwärts die leichten, kühngeschwungenen Bogen der genau einen Kilometer langen Eisenbahnbrücke, dann die massigen Türme der Kirchen Thorns und noch weiter stromabwärts das Städtchen Podgorz vor Augen —, oder wer etwa gar drüber vom Niedermühlener hohen Waldauer aus seine Augen auf dem wundervollen Bilde ruhen ließ — jenseits der Weichsel die schönen Niederrungsörfer Gurske und Scharnau, dahinter die Ränder der „Höhe“, des Kulmerlandes mit der

Burgruine Birglau, und im Osten die ferne Stadt —, dem ging sicherlich das Herz auf im Anblick solcher Herrlichkeit.

Die Thorner Niederung zeigt nicht die Großartigkeit und Geschlossenheit etwa des Werders oder auch nur der Kulmer Niederung; sie ist zerstückelt, auch nur zum Teil durch Dämme geführt, im übrigen aber doch ebenfalls ein wichtiger Zug im Gesamtbilde der Thorner Gegend: schwarze Erde, fette Wiesen mit zahlreichen schwarzweißen Kindern, üppige Saatfelder, wohlhabende Dörfer. Und zwar fast rein deutsch. Zur Zeit des Deutschen Ritterordens mit deutschen Bauern besiedelt, lange im Besitz der einst ganz deutschen Stadt, hat ihre Bevölkerung ihren deutschen Charakter (und was hier fast stets damit zusammenhängt, ihre evangelische Art) bis heute treu bewahrt.

Anders die „Höhe“ nördlich der Weichsel, der Lehmboden des alten Kulmerlandes. Das ist das Land der Großgrundbesitzer, der Weizen- und Rübenbauer (Kulmsee hat die größte Zuckefabrik Europas!) und — der polnischen Instleute; allerdings schieben sich auch hier anscheinliche, fast rein deutsche Dörfer dazwischen. Viel Wohlhabenheit ist da zu finden. Doch sieht der Niederungsbauer immerhin etwas mitleidig auf die Bewohner der Höhe und denkt: lieber in der Niederung ersaufen (bei Hochwasser und in nassen Jahren) als auf der Höhe verdursten (die Thorner Gegend ist eine sogenannte Trockeninsel mit äußerst geringer jährlicher Regenmenge).

Etwas sehr Wichtiges würde in dieser Skizze der Thorner Gegend fehlen, wenn wir — den Sand vergäßen; den Sand, der in der Eiszeit herangeschwemmt, gerade dicht um Thorn herum eine im ganzen wenig erfreuliche Zugabe zu der schönen Landschaft ist. Und doch fehlt es auch diesen sandigen Teilen nicht an Reiz

und Eigenart. Ich denke z. B. an die Steppenlandschaft südöstlich Rudak, wo — eine große Seltenheit! — an einer Stelle noch ein Bestand Zwergkirchen sich in unsere Tage hineingerettet hat; ferner an die riesigen Dünengürtel, die sich ebendort in uralten Zeiten gebildet haben, genau derselben Art, wie die Dünen unserer Ostseeküsten; und ich denke vor allem an die ausgedehnten Kiefernwälder, die diese Sandflächen und Dünenhöhen bedecken. Wenn man auf einen der Feuerwachtürme im Schirpitzer Forst steigt, kann man meilenweite, dichte Wälder übersehen, die auf dem hügeligen Gelände erstarrten grünen Meereswogen gleichen. Auch nördlich der Weichsel gibt es weite, zusammenhängende Waldbestände, deren glückliche Besitzerin zu einem großen Teile die Stadt Thorn ist.

Nein, die Thorner Gegend ist nicht arm an landschaftlicher Schönheit; sie ermöglicht dem, der wandern kann und mag, immer neue Entdeckungen. — Als wir noch in den ruhigen, glücklichen Friedenstagen vor dem Weltkriege lebten, als noch zahlreiche Eisenbahnzüge zu sehr billigen Fahrpreisen verkehrten, pflegte ein kleiner Kreis wanderfroher, deutscher Männer in Thorn (spottfüßige Jungen nannten sie „Traber“) an jedem Dienstag nachmittag, zum Teil mit Benutzung der Bahn, in die weitere Umgebung der Stadt zu wandern. Welch' herrliche, frohe, für Auge, Ohr und Gemüt erfrischende Stunden haben wir da miteinander verlebt! Wie klangen unsere Wanderlieder! Wie haben wir immer wieder Neues entdeckt! Seid begrüßt, ihr Wandergenossen, wenn euch diese Zeilen zu Gesicht kommen sollten; ich bin überzeugt, ihr denkt alle noch so manches Mal in der alten, deutschen Heimat mit Freuden an unsere Stadt und ihre schöne Umgebung, und mit Mitgefühl an die wenigen, die hier geblieben sind, um deutsche Kultur zu pflegen im jetzt polnischen Thorn!

Mascha

Wieviel helle Arme mich umschlangen,
soviel dunkle Blicke mich durchdrangen.

Denn, wenn erst der heiße Leib zertost ist,
ahnt man leichter, was mit uns gewollt ist.

Und man bleibt nach oft gehafteten Stunden
irgendwie doch liebevoll verbunden.

Felix Dargel

Aus den Bissen, die man hungrig säte,
wachsen milde heimliche Gebete.

Wer sich voll und wild und ganz besessen,
kann einander niemals ganz vergessen.



Eigenum des Denkmalarchivs von Westpreußen

Dansker der Ordensburg in Thorn

Nachdruck verboten

Geschichtliche und persönliche Erinnerungen an Thorn

Von Oberst Imanuel

„Wohl manches hundert Jahr ist's her,
Seit deutsche Männer, hoch zu Ross,
Mit scharfem Schwert, in blanker Wehr,
Gefolgt von waffentüchtigem Troß,
Das Weichselland nach blutger Schlacht
Dem deutschen Geiste heimgebracht.“

Bei diesen Dichterworten fühlen wir uns nach Thorn versetzt, an das Tor des Ostens, woher der Stadtname kommt, denn das Wappen stellt seit der ältesten Zeit ein Tor in der von drei Burgzinnen getürmten Mauer dar. Hier lag die Pforte des Zuganges aus dem Lande an

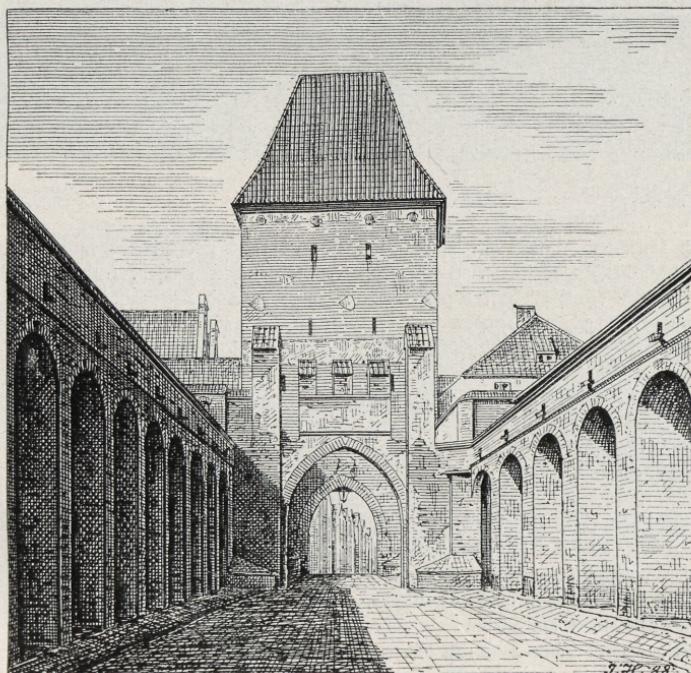
der Neiße und Warthe, wo die Polen saßen, zu der von Wald und Seen bedekten Hochfläche auf dem rechten Weichselufer, das die Masuren und Preußen inne hatten. Wo aber diese Volksstraße die Weichsel schneidet, durch welche die natürliche Verbindung zwischen Innerpolen und der Ostsee hergestellt wurde, da lag Thorn. Jeder Eroberer und Herr der umliegenden Lande mußte hier und gerade an dieser Stelle eine Burg bauen, an die sich die Handelsniederlassung ganz von selbst anschloß.

Unvergesslich schön ist für den Beschauer der

Blick auf Thorn, wenn er vom Westen her über die Weichsel kommt — schön in landschaftlicher wie in geschichtlicher und baulicher Hinsicht. Wie oft wurde der deutsche Offizier und Beamte, der aus dem „Reiche“ nach Thorn versezt war, mit bedauerndem Achselzucken beklagt: „Ach, der Arme, er kommt nach dem fernen Osten, nach Halbasien, in die aller-unmittelbarste Nachbarschaft Russlands!“ Wer aber auch nur einiges Gefühl für deutschen Sinn, für deutsche Gemeinschaft, für die Größe der deutschen Vergangenheit besaß, und wem das Auge für eine große, weite Natur offen war, der dachte sehr bald durchaus anders, nachdem er zu Thorn einigermaßen heimisch geworden war. Und das war man gar schnell. Der Blick von der Weichselbrücke, einer der mächtigsten Brückenbauten Deutschlands, prägte uns die verschiedensten Eindrücke und Bilder ein. Zunächst die Stadt selbst: vielgetürmt, von Zinnen und Hochbauten überragt, in geradezu malerischer Gestaltung wie ein Bild des reichen Ritter- und Bürgertums aus der Hochmeisterzeit am Strome entlang hingelagert. Namentlich wenn die Abendsonne die roten Backsteinbauten mit Feuerglut übergoß, der breite

Strom in allen Farben erschien, die ersten Nebel der Dämmerung sich geheimnisvoll auf den Auen dehnten, entfaltete sich ein Bild von zauberischen Reizen für den Freund einer zum Herzen sprechenden Natur. Nicht minder packend war eine Mondnacht auf der Weichselbrücke, wenn die Türme, Zinnen, Giebel der Stadt sich in silberigem Scheine heraus hoben, wenn über den Wirbeln und Strudeln des gleitenden Stromes das Mondlicht in unsicherem Glanze, tanzenden Wassernixen vergleichbar, gaukelte.

Blickte man bei hellem Tageschein stromab von der Brücke, so fand das Auge keine Grenze an den mit Buschgruppen und Gehölzen durchwirkten Wiesen und Auen. Stromaufwärts baut sich am rechten Ufer die aus bunten Häusern geschichtete Jakobsvorstadt am Steilrand auf. Weiter oberhalb beschreibt der Strom eine große Biegung gegen Südwesten, um sich zwischen Hügeln, Wältern, Auen zu verlieren. Dahinter lag damals, umgeben von einem gewissen Schleier des Geheimnisvollen, das heilige, unermessliche Russland, das Land der Rätsel, die sich aus lauter Fragen zusammensetzten. Der Weltkrieg hat viele dieser Fragen gelöst. Der



Eigentum des Denkmalarchivs von Westpreußen,
Nachdruck verboten

Kulmer Tor
in Thorn,
abgebrochen
um 1890



Nach einer Aufnahme aus den 60er Jahren
im Denkmalarchiv von Westpreußen

St. Jakobskirche in Thorn

Eigenum des Denkmalarchivs von
Westpreußen, Nachdruck verboten

Koloß auf den tönernen Süßen, wie Bismarck einmal gesagt hat, ist herabgestürzt. Polen hat in den Weichselanden die Herrschaft angetreten. Ist es dadurch besser geworden oder herrscht dort noch immer die gleiche malerische Ver nachlässigung, über welche der Thorner Deutsche erstaunte, wenn er in den friedlichen Zeiten stillschweigender russisch-deutscher Grenzul dung für einen Nachmittag über die Sperrgrenze bei Alegandrowo, Leibitsch, Strasburg nach Russland hinüberflogte?

Man konnte in bezug auf Thorns Umgebung oft die Klage hören, daß die Landschaft etwas Ein töniges und vornehmlich Schwermüdiges an sich habe. Gewiß bieten die weiten, mit Buschgruppen bestandenen Auen am Strome ein sehr gleichartiges Bild, gewiß können die oft dünnen Kiefernwaldungen auf den niedrigen Sand-

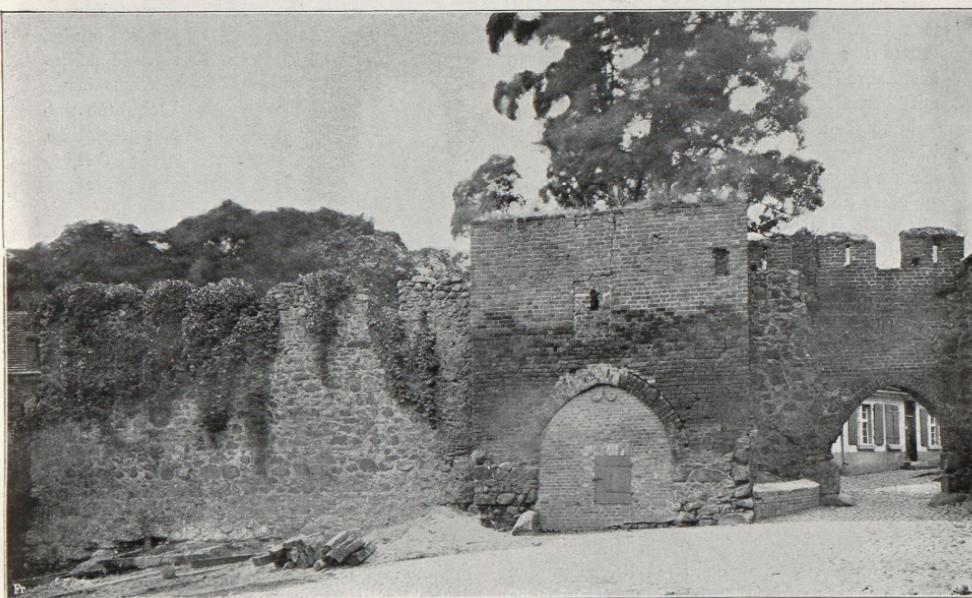
hügeln keine großen Ansprüche auf überragende Natur Schönheit machen. Anderseits gibt es gegen Bromberg und Argenau hin sehr hübsche Waldgruppen, am Hochufer der Weichsel Stromauf und Stromab malerisch gelegene Ortschaften, auf der ganzen Hochfläche nordwärts Thorn aber prächtige Obstgärten, üppige Fruchtfelder, saftige Wiesengründe. Wer zu finden und zu sehen verstand, dem erschloß sich hier eine einfache, aber doch anziehende Natur, die man bald lieb gewann.

Die Stadt selbst ist eine wirkliche Fundgrube von erhebenden geschichtlichen Erinnerungen und baulichen Schönheiten erster Ordnung. Das Rathaus, das von 1260 stammende Schloß, die alten Stadtmauern an der Weichselfront, die Johannis-, Josephs- und Jakobskirche sind wunderbare Bauten aus der Zeit, als die Herren und Bürger

von Thorn auf der Höhe der Macht und des Reichtums standen. Zu den Bauten aus dem Mittelalter und der Reformationszeit sind die Schöpfungen der letzten Jahrzehnte getreten: die Reichsbank, der Artushof, die Garnisonkirche in der Wilhelmstadt, die sich als die Verkörperung der Neuzeit an das Straßengewirr Altthorns mit ihren regelmäßigen, vielleicht etwas steif gehaltenen Straßenjügen anreibt. Die Bromberger Vorstadt mit ihren sehr geschmackvollen Parkanlagen, der Haupterholungsstelle der Thorner, zeigte den erfreulichen Aufschwung in den letzten Jahren der deutschen Herrschaft.

Nun einen Blick auf Thorns Geschichte, aus der sich die Größe der Erinnerungen und Eindrücke ganz von selbst herleitet. Den Grund zur Stadt legte der mannhafte Hochmeister des deutschen Ritterordens Hermann Bask um 1230 — deutsche Einwanderer aus Westfalen und Niedersachsen strömten herbei. Bereits Ende 1232 erhielt die Siedlung Stadtrechte, welche den Bürgern weitgehende Freiheiten dem Orden gegenüber einräumten. Die Ansiedler trieben Handel nach Polen und Preußen und beherrschten die Weichselsschiffahrt. Thorn gehörte dem

Bunde der Hanse an und wurde eine Vorburg seiner Macht und seines Reichtums gegen Polen hin. Allein der Tannenberger Niederlage (1410) folgten die unausgefehlten inneren Kämpfe zwischen den Städten und den Ordensrittern, deren Kraft immer mehr niederging. Die Städte suchten sich frei zu machen und lehnten sich an Polen an, dessen Ziel darauf hinausging, die staatliche Stellung des Deutschordens in den Weichselländern zu brechen. Für Thorn kam nach dem Niedergang der Ordensmacht eine neue Blüte, denn Polen ließ die Stadtrechte und Handelsbeziehungen Thorns unangetastet und begnügte sich mit einer lockeren Oberherrschaft, die die Stadt keinen Eintrag tat. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts nahmen die Bürger Thorns die Reformation an, die offenbar befruchtend auf das geistige Leben der Stadt gewirkt hat. Indessen setzte nach dem 30jährigen Kriege die Gegenreformation ein, die an den von den Jesuiten beeinflussten Königen der Republik Polen eine besonders wirksame Stütze gefunden hat. Das bekannte „Thorner Blutbad“ ist ein Wendepunkt in Thorns Geschichte. Am Fronleichnamstage 1724 brachen gelegentlich der Prozession Streitigkeiten zwischen den



Aufnahme der Meßbildanstalt

Eigenum des Denkmalarchivs von Westpreußen, Nachdruck verboten
Tor der Ordensburg in Thorn

Sörglingen des protestantischen Gymnasiums und den Jesuitenschülern aus, wobei das Jesuiten- kloster gestürmt und verwüstet wurde. Die polnische Regierung mischte sich ein und ließ am

7. Dezember

1724 den Bürgermeister Rösner nebst den neun angesehensten Thornener Bürgern hinrichten.

Bismarck hat in einer Reichstagsrede 1871 an diese

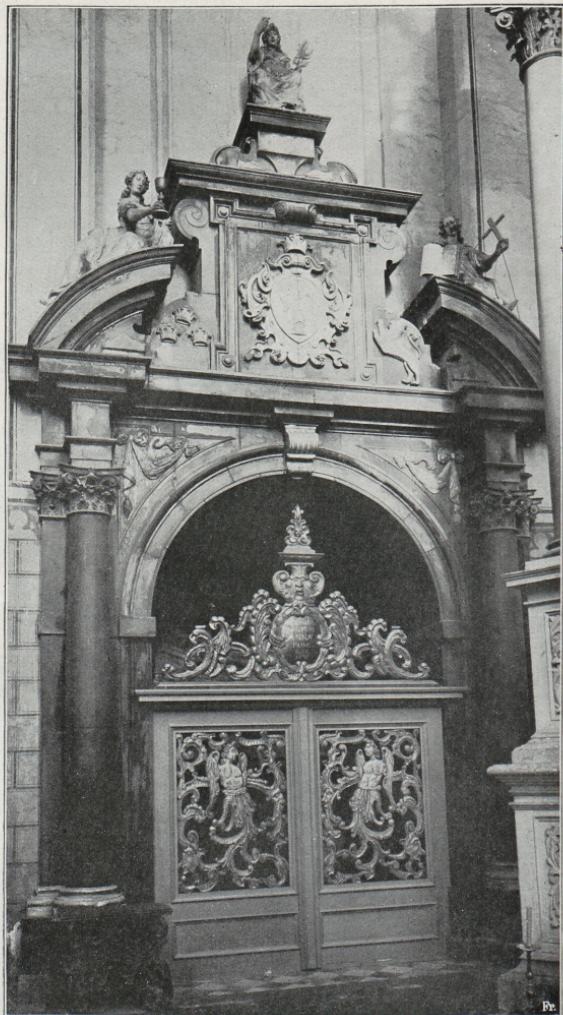
Schreckenstat erinnert, „wo bei die polnischen Herrscher es den Deutschen mit blutiger Schrift bewiesen haben, wie sie nationale Sonderbestrebungen zu behandeln entschlossen waren“. In der Tat war es seit dem Jahre 1724 mit der Selbstständigkeit

Thorns vorbei. Die Stadt sank zu einer polnischen Provinzstadt herab und ging sehr bald ihrer Rechte verlustig.

Die erste Teilung Polens beließ Thorn bei Polen und schnitt es überdies von dem Verkehr auf der unteren Weichsel ab. Erst die zweite Teilung brachte die Stadt an Preußen. Die napoleonischen Kriege suchten das alte Thorn furchtbar heim. 1807 wurde es von den Franzosen genommen, 1809 von den Österreichern bestürmt, im April 1813 nach

schwerer Beschießung von den Preußen und Russen besetzt. Der Krieg von 1812 hatte den Bürgern infolge von Truppendurchzügen große Verluste zugefügt.

Als Thorn 1815 an Preußen zurückfiel, war von dem vormaligen Glanze nur ein Schatten übrig geblieben. Allein die gute und vorausschauende Ordnung der preußischen Verwaltung hat mit der Zeit die Schäden geheilt und Thorn zu einem blühenden Gemeinwesen gehoben. Der praktische Sinn und die Unternehmungslust der deutschen Bürgerschaft schufen einen schnell zunehmenden Wohlstand und eine gedeihliche, große Aussichten versprechende Zukunft. Die Stadt erhielt anlässlich der Festungsneubauten ansehnliche Erweiterungen und Ausdehnungsmöglichkeiten. Mehrere Vororte, namentlich das industriereiche Mocker, wurden eingemeindet. Der Durchgangshandel von und nach Russland kam in Blüte. Ein reiches Eisenbahnnetz kreuzte sich zu Thorn, durch die Regulierung der Weichsel nahm der Schiffsverkehr einen großen Aufschwung, wenn auch infolge der groben Ver-



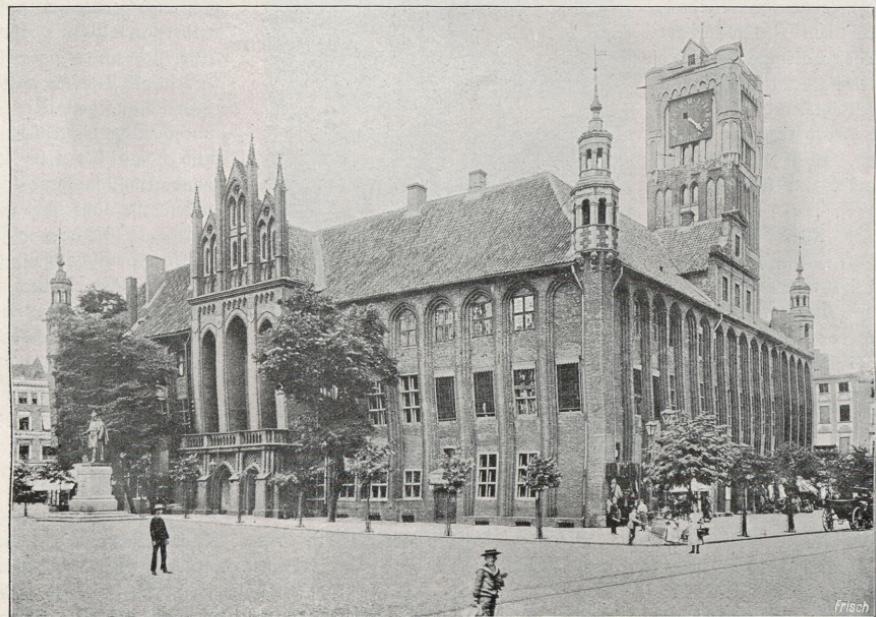
H. Gerdom, phot. Eigentum des Denkmalarchivs von Westpreußen, Nachdruck verboten

Grabmal der Prinzessin Anna von Schweden,
errichtet 1636 in St. Marien zu Thorn

nachlässigung, die Russland dem Weichselufer zuteil werden ließ, manche Hoffnung vertagt werden mußte. Namentlich konnte der mit sehr bedeutenden Kosten angelegte prächtige Holzhafen unterhalb Thorn die gehetzten Gewinnberechnungen einstweilen nicht einlösen.

Thorn hatte, als der Weltkrieg ausbrach, mit seinen Vororten mehr als 50 000 Bewohner. An Markttagen, wo man nach heutigen Begriffen zu geradezu fabelhaft billigen Preisen die besten Sachen kaufen konnte, häuften sich

Broden zu sehn bekamen. Unter dem Denkmal des größten Sohnes Thorns, des Himmelsforschers Nikolaus Kopernikus, das die Worte trägt: „Terra motor, Solis Caelique Stator“ — „Er setzte die Erde in Bewegung, hielt Sonne und Himmel fest“ — ist der althergestammte Sammelplatz der Flissaken. Sie steuern das in riesige Flöße zusammengekoppelte Stammholz aus den Hochkarpathen und den Sumpfwäldern des Poljesje in die Weichsel, auf ihr hinab bis Thorn oder Danzig. Wilde Ge-



Eigentum des Denkmalarchivs von Westpreußen

Rathaus in Thorn

frisch

Nachdruck verboten

auf dem alten Markte um das Rathaus herum die anziehendsten Volksbilder. Da kamen die polnischen und russischen Bauern auf ihren aus Weiden und Stroh zusammengeslochtenen Wägelchen mit struppigen Pferdchen davor. Die behäbigen deutschen Bauern aus der Ackerbaugegend gegen Graudenz hin fuhren mächtige Wagen mit strammen Gäulen. Dazwischen hockten die polnischen Pilz- und Beerensieder auf dem Pflaster, trieben die in schmierige Käftane gehüllten Juden an der Rathausmauer ihren Tausch- und Kramhandel, Gestalten mit Ringellocken und langen Bärten, wie wir sie später im Krieg genau ebenso in Kowno, Cholm,

stalten aus ruthenischem Stämme, sonnenverbrannt, mit grobem Leinenzeug angetan, die Füße in Lappen gewickelt — so kommen sie zu Füßen des Kopernikus, um mit ihren Schiffsherren abzurechnen. Abends hocken sie mit Weib und Kind um die mächtigen Feuer auf den Flößen vor der Weichselbrücke oder auf dem Strand an der Bazarkämpfe und singen ihre weit über den Strom klingenden schwermütigen Lieder. Aber wenn der Rubel nach der Auszahlung rollte, da ging der Branntweinkrug um, und im wilden Reigen drehten sich die Paare.

Das deutsche Thorn war eine Stätte anregender Geselligkeit. Je fremdartiger die äußerer

Verhältnisse sein möchten, um so enger schlossen sich die deutschen Kreise aneinander zu regem Verkehr. Die Beamtenchaft, das Offizierkorps, die Bürgerschaft fanden sich zu geistiger und geselliger Anregung zusammen, wie es selbst solche Kreise mit dankbarer Freude anerkannten, die viel im deutschen Lande von West nach Ost und umgekehrt herumgekommen sind. Das ausgezeichnete deutsche Theater, durch den Kunststurm der Bürgerschaft und durch die berechtigte Unterstützung der Regierung gefördert, bot hervorragende Anregung. Auch die Künstlerkonzerte im Artushof erfreuten sich eines sehr guten Rufes. Meistens machten deutsche Künstler und Künstlerinnen, die nach Rußland reisten oder von dort her zurückkamen, einen Halt zu Thorn, um der kunstbe-

geisterten deutschen Gesellschaft dieser Hochburg deutschen Wesens im Osten eine Gabe darzubieten.

Nun ist Alles dahin. Aus dem alten Thorn, der Stadt der Hansa und des mittelalterlichen Bürgerstolzes, ist nach vielen Schicksalen, die unsere kleine Darstellung in den Hauptzügen gestreift hat, das polnische Toruń geworden. Die trozhigen Festungswerke haben sich widerstandslos geöffnet. Wie sich unter polnischer Herrschaft Thorns weitere Entwicklung gestalten soll, nachdem der Grenzverkehr und damit der sehr lohnende Umschlaghandel gefallen ist, läßt sich nicht absehen. Wir aber wissen, daß der deutsche Geist und die deutsche Kultur an dieser Stelle auch unter den gänzlich veränderten Verhältnissen niemals erlöschen werden.



Eigentum des Denkmalarchivs
von Westpreußen
Nachdruck verboten
Christusfigur aus St. Marien zu Thorn
Ende 14. Jahrhundert

Die St.-Johannis-Kirche zu Thorn

Der sechste der vom Kopernikus-Verein veranstalteten Vorträge betraf noch einige Kunstsäcke der Kirche, die besonderer Beachtung wert sind. In erster Linie die messingene Grabplatte mit den eingestichelten Figuren eines Mannes und einer Frau, um anzudeuten, daß unter der Platte das Grab eines Ehepaars sei, wie die Umschrift besagt, des Thorner Bürgermeisters Johann von Soest und seiner Gattin, der Tochter eines Bürgermeisters von Culm; als Todesjahr des Mannes ist 1361 angegeben, während das Todesjahr der erst später gestorbenen Frau unausgeführt blieb. Die beiden Idealfiguren, mit hervorstechendem Gürtelschmuck, sind umrahmt von Bandstreifen mit den Medaillon-Bildnissen der Propheten und Apostel. Zu Füßen der Figuren erblickt man ein nüßfischmaulendes Eichhörnchen und ein sich anschmiegendes Hündchen. Über und unter den Figuren schließt ein Bilderstreif die Platte ab, der obere darstellend, wie die Seele der Ge-

storbenen in Gestalt eines Kindes von Engeln himmeln getragen wird, während der untere „Drolerien“ aufweist, wie die Zeit sie liebte, ein Küchenherd, auf dem ein Festmahl schmort und dampft, nebst einem Tanz, und ein Kampf von drei Waldschäts mit einem wilden Ungetüm. Grabplatten dieser Art, die aus der Gegend von Namur stammen, waren einst als Decke für die Gräber von Fürsten, Bischöfen und reichen Handelsherren sehr beliebt; in der hansestadt Thorn gab es etwa sieben, von denen jedoch nur diese eine erhalten ist, welche jetzt die Tür mit dem bronzenen Löwenkopf, die vom Hochaltar rechts ins Freie führte, verdeckt. Leider ist die Messingplatte — wie auch die meisten Steinplatten —, die in den Fußboden der Kirche eingelassen war, unter den Tritten der Kirchgänger so verwischt worden, daß manches fast unkenntlich geworden ist. Die Aufmerksamkeit der Welt lenkte auf diese Arbeit ein englischer Geistlicher, der vor etwa 50

Jahren den Kontinent bereiste, um die altertümlichen Kunstschatze zu studieren und Abbildungen davon in einem Sammelwerk herausgab.

Nach kurzem Hinweis auf ein gekröntes Totenschild, wie sie auf Särge gelegt und dann in Kirchen aufgehängt zu werden pflegten, aus dem Jahre 1649 stammend, und schon 1732, dann erst 1892 wieder renoviert, wandte sich der Vortragende, Pfarrer Heuer, den beiden wertvollsten Altären zu. Der erste hat in nicht stilgerechter Umrahmung ein älteres Werk, die „Himmelfahrt der Maria Magdalena“ aufgenommen, die 30 Jahre lang in einer Höhle Buße getan hatte. Der Fels ist aus Sandstein, die Figuren der Büßerin und der Engel sind aufgetragene Stuckarbeit. Die Gestalt der Heiligen, bis zu den Füßen von ihrem herabwälzendem Haar eingehüllt, ist von großer Schönheit und besonders in dem Ausdruck der schwelenden Bewegung von hoher Kunst, die dieses Werk weit über eine ähnliche Darstellung der Heiligen in einer Kirche Danzigs erhebt. Von reicherer Anstattung ist der Flügelaltar des heiligen Wolfgang, den ein



Eigenum des Denkmalarchivs
von Westpreußen Nachdruck verboten

Marienfigur, rheinischer Herkunfts,
in St. Johann zu Thorn

darstellend Marie und zu beiden Seiten die heilige Jutta, die in Culmsee gelebt, wo ihr Andenken noch nicht ganz erloschen, und die heilige Dorothea, die in Marienwerder gelebt hat.

Bogumil Golk

Von Richard von Schaukal

Es gibt zweierlei Bücher. Vor allem natürlich: Bücher, die man nicht liest, und solche, die man wieder liest. Oder: Bücher, die man immer wieder und doch niemals ausliest, und solche, die man einmal gelesen hat und die man sich ein ganzes Leben lang wieder zu lesen

freut, ohne daß es dazu kommt. Ferner: Bücher, in denen man jedes Wort liest, die man Wort für Wort, jedes einzeln genießend, liest, und andere, die man gleichsam über die Worte weg liest; Bücher, die man langsam, prüfend schlürft, und solche, die man verschlingt. Aber

heute, hier meine ich diesen Unterschied: es gibt Bücher, die man um des Menschen willen liest, der sie geschrieben hat, und Menschen, die man um ihrer Bücher willen, wegen eines Buches liest. Jene sind die Bücher der Menschen, die nicht gerade hätten Bücher schreiben müssen, um das zu werden, was sie waren, diese die Menschen, die in ewigen Büchern fortleben, manchmal in einem einzigen, so Cervantes im Don Quixote, De Foe im Robinson Crusoe.

Die Dichter im eigentlichen Sinne stehen außerhalb dieser „Bücher“menschen. Die großen unter ihnen sind sozusagen ein für allemal da, man hat sie einmal erlebt und kann dieses Erlebnis sich wieder und wieder vergegenwärtigen, aber es ist dazu im Grunde nicht nötig, daß man sie „lese“. Man liest sie freilich von Zeit zu Zeit anderen vor, um diesen ihr Erlebnis zu vermitteln, aber man selbst „braucht“ das nicht. (Man braucht sie bloß, um sich von Zeit zu Zeit wieder das richtige Maß zu holen, vielmehr zu bestätigen, z. B. Mörike, damit sich bestätige, daß fast alles, was seither Verse gemacht hat, es besser hätte bleiben lassen sollen.)

Ich will von einem Menschen sprechen, der ganz in seinen Büchern ist, ohne daß diese Bücher für ihn „notwendig“ gewesen wären; subjektiv sind sie's wohl gewesen, keine Zeile ist Willkür, aber alle sind „überflüssig“ (während z. B. Kleists oder Lichtenbergs Bücher Zeile für Zeile unentbehrlich sind). Es ist mein geliebter Bogumil Goltz, der Ostpreuße, der von dem zu Unrecht vergessenen Theodor Gottlieb von Hippel stammt (wie dieser von Lawrence Sterne und dieser von Rabelais) und, selbst nichts weniger als ein Meister, in Meister Raabe, dem Braunschweiger, und in mir, wenigstens einem wesentlichen Teil von mir, fortbleibt.

Was ist Goltz? Ein Deutscher, das ist ein unendlicher Mensch. Die Franzosen sind ihr Gegenteil, die endlichen, die vollendeten Menschen: Molière, Bossuet, Anatole France. Es sind die Menschen ohne Märchen. Der Deutsche aber hat das Märchen zur Mutter, das Märchen oder die Sehnsucht der Seele nach ihrer Heimat. (Freilich nicht der Deutsche des „Reiches“, der Deutsche, der die Welt, die er sehnen zu überwinden begnadet ist, durch intellektuelle Mittel, die ihn um sich selbst gebracht haben, erobern zu können meint. In dieser Wüste der neuen deutschen Welt haben drei einsame Märchendichter gelebt: Paul de Lagarde, Heinrich von Volkmann und Heinrich Seidel. Der ergreifendste Ausdruck neudeutschen

Zeitgeistes ist Richard Dehmel, der Kentaur, dem endlich die Flügel der Verklärung wachsen.) Ich habe viele Jahre nichts mehr von Bogumil Goltz gelesen. Aber ich besitze ihn auf immer, wie Wilhelm Hauff und Karl Immermann, die man — unzulänglich, wie sie als Schriftsteller dem reisen Können sich darstellen — aus Erinnerung vor ihrem süßen Erlebnis nicht mehr liest. Ich habe Goltz in seinem „Buch der Kindheit“ entdeckt, das ich — in der ersten Ausgabe — unberührt einst in meinem Bücherschrank fand, da ich für eine Reise in die Schweiz ein heimatliches Buch suchte. An Friedrich Nietsches Silser See habe ich im Sommer 1906 das „Buch der Kindheit“, das ich entzückt blätternd gekostet hatte, Tag für Tag gelesen, vorgelesen unter der weißen Sonne der Engadiner Berge, von den blauen Libellen der Halbinsel Thasté umblitzt, den Schimmer der glitzernden Wellen vom verhängten Auge. (Ein Jahr vorher hatte ich das meiner Bücher geschrieben, das dem „Buch der Kindheit“ am nächsten steht, „Großmutter. Ein Buch von Tod und Leben“.) Das „Buch der Kindheit“ ist ein deutsches Sommerbuch, gleich Raabes „Horacker“ und der „Prinzessin Fisch“, auch zwei Lieblingsgefährten meines Seelen-daseins, meisterlich aber, die ich das Bedürfnis habe, um ihrer selbst willen von Zeit zu Zeit wieder zu lesen. Das „Buch der Kindheit“ ist kein meisterliches Buch. Und noch weniger sind es alle die andern so überaus beredten, fast möchte man leise sagen geschwätzigen Bände, die der herrliche Mensch mit dem großen Atem des geborenen „Schriftstellers“ vor sich hin, von sich weg gesprochen hat, und die, alle in den schlicht-gefälligen ersten Ausgaben (es gibt wenige neuere von den verschollenen), neben den ersten Ausgaben Meister Wilhelms auf meinen Borden stehen, manche davon kaum jemals aufgeschlagen. Das „Buch der Kindheit“ ist kein nationales Standbild wie Lessings Minna, wie Goethes Werther, wie Kleists Kohlhaas. Dennoch ist es ein klassisches Buch, ein einmaliges, nur sich selbst gleiches, ewiges. Und das Buch eines großen Schriftstellers, obwohl das Wesen von Bogumil Goltz nicht wie das etwa Lessings das eines großen Schriftstellers ist. Es ist merkwürdig, sich dem gegenüber den großen Schriftsteller Sterne klar zu machen, aus dessen Geist, trotz allem Grund-verschiedenen, ja Entgegengesetzten, Hippel, Goltz und Raabe, wie Jean Paul und — wiederum wenigstens mit einem wesenhaften Teil — Hoff-

mann, der Einzige, sich literarhistorisch herleiten lassen. Golz ist ganz Herz, geistvolles Herz, Sterne ist ganz Geist, herzloser Geist (woran seine Sentimentalität einen nicht beirren darf). Sterne ist vielleicht der größte Profaschriftsteller aller Zeiten. (In einem anderen Sinne ist das Tacitus, der nichts Dichterisches an sich hat.) Golz wird man kaum zu den größten deutschen Schriftstellern zählen dürfen. (Richtig verstanden, ja auch nicht Raabe, trotz der „Meisterlichkeit“, nicht einmal Hoffmann, der, rein „schriftstellerisch“ betrachtet, nur im „Ritter Glück“ und im „Kreisler“ schlechthin Vollendetes gegeben hat; Jean Paul, von dem es nichts schlechthin Vollendetes, in sich Geschlossenes gibt — denn auch der „Wuz“ ist von seiner Eigenart stellenweise gesprengt, hat die Jean Paulschen Risse, die man gelten lassen, lieben, aber nicht rühmen darf — ist als „Schriftsteller“ größer, Sterne näher.) Dennoch hat dieses kaum gestaltete Buch den Ewigkeitszug des Genies: die unmittelbar ins Innerste dringende Sprache des sich ganz in wahrhaftigen Worten erlösenden Herzens. Sternes Worte, so unnaßfahmlich sicher sie dastehen, als Worte, die aus einem Gewaltigen gewachsen sind, erlösen kein großes Herz durch Wahrhaftigkeit, sie sind mit Bewußtsein, mit Ausdruck, mit Überlegenheit gesagt, sie wollen sich selbst. Golz will nichts als vom Glück der Kindheit verkünden, seine sehnfüchtige Seligkeit, seine schmerzhafte Wonne musizieren, und unterm Hauch seiner hinströmenden Seele wogen seine unendlichen Worte wie ein Ganzes, wie ein reifes Feld im Wind. Da ist nichts „Schriftstellerisches“, das einen festhält am Wort, am Satz; das ist ein allmächtiger Bann, dem man erliegt, der einen rauschend dahinträchtigt an die weißen Wolkenküsten der Ewigkeit. Dieses harfende Lied von der Heimat ist so unsäglich deutsch, daß es absolut unübersetzbarebleiben muß. Schon Hoffmann ist im Grunde unübersetzbär (denn was die Franzosen ihren Hoffmann nennen, ist ungefähr das, was deutsche Sprachstümper mit sogenannter „Kenntnis“ des Französischen, die Ahnungslosigkeit ist, aus

gewissen Franzosen zusammen „übersetzt“ hat), seine Melodie sowohl wie der eigentümliche ironische Gang seiner Syntax ist dem Romanischen fremd und wird ihm stets fremd bleiben wie Kreislers unendliche Seele. Aber Hoffmann ist immerhin „episch“, er gestaltet erzählend (freilich, zu allerlettst aus dem Innersten heraus gesehen, durch eine visionäre lyrisch-dramatische Epik, die der psychologisch-analyisierenden der großen französischen Epiker, selbst der des „romantischen“ Balzac, Schnurstracks widerläuft), Golz dagegen ist, soviel er, anekdotisch, bildhaft=anschaulich, „erzählen“ mag, weit entfernt vom „apolinischen“ Wesen des Erzählers, er ist dithyrambisch-elementar, lyrisch-unmittelbar, seine Musik erschöpft sich nicht am gestaltenden Wort, wogt darüber hinaus, uneingeschränkt durch „epische“ Form. Es ist die Seele der deutschen Heimat, die aus diesem östlichsten Deutschen spricht, sowie die Seele Russlands, des dem tiefsten Deutschen verwandtesten — daher auch mit ihm zu so wundervoller Mischung sich einigenden — Slaventums aus Dostojewskis, der überdies ein repräsentativer Meister war gleich Sterne, ewigkeiterfüllten Romanen spricht. In Golz' Büchern — man kann sie alle überall zu Gewinn ausschlagen — ist eine Selbstbildnerung der deutschen Seele gegeben, die unerschöpflich ist wie diese Seele selbst. Wer die Seele, die heimliche, keusche, scheue und stolze Seele unseres Volkes an den Quellen ihres göttlichen Ursprungs belauschen will, statt sie sich, ein flüchtiges Geheimnis, spiegeln zu sehen in den majestätischen, ruhig gleitenden Strömen ihres meisterlichen Geistes, der kehre bei dem alten Golz ein: hier ist ein Mensch, von seinem Schöpfer geformt ganz aus Heimaterde und begabt mit der unscheinbaren Unsterblichkeit, sich, diesen Menschen, unmittelbar dahinzugeben an den Empfänglichen: daß es in verschollenen, zum Teil veralteten Büchern geschieht, ist unwesentlich daran. Der Mensch ist nicht so begnadet wie die Blume, die ihre Seelen duften kann: er hat den Geist, und dieser bedarf unter andern unzulänglichen Mitteln des Buches, sich zu offenbaren.

Idealismus oder Naturalismus oder Symbolismus? Expressionismus oder Impressionismus?
Das ist die falsche Fragestellung. Dilettantismus oder Genialismus? Da ist die Antwort klar.
Kopernikulus

Aphorismen zur Kunst

Von Kopernikulus

Die Idee (Plato) ist unerschöpflich wie das Meer. Auch die größten Fingerhüte der Kunst reichen da nicht aus.

Mit gewöhnlichen Worten Ungewöhnliches sagen: Kunst. Mit ungewöhnlichen Worten Gewöhnliches sagen: Dilettantismus.

Das Leben fragt, die Kunst gibt Antwort. Denn das Leben ist Irrtum, die Kunst ist Wissen (ein Wissen a priori).

Leben ist Weg. Kunst ist Wegweiser zum Ziel.

Leben ist Traum. Kunst ist Erwachen.

Er (beruhigend): „Die Kunst ist objektiv.“ Sie (mißtrauisch): „Die Künstler auch?“

Die Kunst ist eifersüchtig. Hüte dich, Künstler: Denn auch die Gözen fordern wie die Götter: du sollst keine andern Götter haben neben mir.

In der Dichtung leben wie Jean Paul? Nein. Mit dem Leben dichten. Wie Goethe.

L'art pour l'art: Gehirnmaterialismus. Das Wort ist französisch. Noch sind wir deutsch.

Für sein Genie kann man nichts. Aber man kann sehr viel dagegen.

Hochmut des Talents: ich kann mehr, als ich will. — Demut des Genies: ich muß mehr, als ich kann.

Krakowiat

Diele glatt und Geigenglanz,
Boden blank und Jungentanz:
alles gleich und alles gut,
tanzt in uns ja schon das Blut.

Um die hüftsten Krähen zwei
werf einander ich vorbei,
wolln sie kratzen, halt ich schon
sie im Arm und klirr davon.

Blühnde Bälle werfen sich
ihre Leiber wild um mich
immer heißer hin und her,
rechts und links kennt keine mehr.

Rascher, rascher Fiedler faul,
Münzen fliegen euch ins Maul!
Rascher, rascher Ton und Takt,
bis den Tanz der Taumel packt.

Rascher, rascher denn das Rad
meines Sporens ruht sich matt,
wolltet ihr euch besser mühn,
säht ihr meine Sporen glühn!

Rascher, rascher, Feuer springt,
wenn am Stahl der Stahl erklingt.
Absatz donnert, da ein Schrei — — :
Schuft, gibt mir mein Täubchen frei!

hundsblut! Messer in der Hand:
Stich und Stich, und starr im Sand
Prosoß, Ketten, Richter, Strang,
doch im Körper klingts noch lang,

denn ein Blut so bald nicht kühlst,
das in sich stets Tanz gefühlt:
Krakowianka, eins, zwei, drei,
Blut für Blut, nun ist's vorbei.

Felix Dargel

Abendstimmung am Fluß

Ruhig sprudelt der Strom.
In behaglicher Breite dehnen sich
treibmüde die verankerten Flöße.
Die hochbeladenen Weidenkähne haben ihre Segel
eingezogen,
schwer und langsam
schielepp't sie die Flut.
Auf grünnumwuchter Buhnenspitze

hockt ein alter, arbeitskrummer Schiffer.
Seine starrgedörrten, breiten Hände
halten eine Weidenroute in das Wasser,
langsam gleitet sie aus seinen Fingern,
gleitet langsam in das graue Fließen,
langsam treibt sie mit der stillen Strömung:
blöd blickt er ihr nach.

Hans Kyser

Rundschau

Thorns Bedeutung als Handelsstadt zur Ordenszeit

Von Paul Ostwald

Dass Venedig nicht umsonst viele Jahre hindurch der Sitz des Hochmeisters gewesen war, zeigt der klare Blick, den der Orden in den wirtschaftlichen, besonders in den handelspolitischen Fragen des von ihm eroberten Preußenlandes von Anfang an bewies. Denn die wirtschaftliche Blüte dieses Landes hing davon ab, inwieweit es ihm auf Grund seiner geopolitischen Lage gelingen würde, der Umschlagsplatz zwischen Nordwest- und Südosteuropa zu werden. Wiesen Weichselmündung und Ostsee darauf hin, daß die preußischen Kaufleute es den Hansekaufleuten gleich zu tun, daß sie mit ihren Schiffen die Küstengebiete der Ost- und Nordsee aufzusuchen hatten, so lagen auf der anderen Seite die weiten südosteuropäischen Ebenen, aus denen die Weichsel herkam. Beide Gebiete ergänzten sich zudem trefflich, da das eine die Industriewaren, das andere die Rohstoffe lieferte. Deshalb sorgte denn auch der Orden von vornherein bei seinen ältesten Städtegründungen, bei Thorn und Kulm, daß die Handelsbeziehungen nach beiden Seiten hin rege aufgenommen wurden. Dass Städte wie Thorn und Kulm dazu geeignet waren, eine führende Rolle sowohl in einem Uebersee- wie in einem Ueberlandhandel einzunehmen, wird noch besonders dadurch erklärtlich, als es in der damaligen Zeit den Seeschiffen möglich war, die Weichsel aufwärts bis nach Thorn und noch weiter zu fahren. Denn die Weichsel war noch nicht so versandet, und aus nicht zu bezweifelnden Nachrichten geht hervor, daß englische Schiffe wiederholt ihre Waren bis nach Thorn gebracht haben.

Thorn hat denn auch während der Zeit der Ordensherrschaft immer den ihm anfänglich aufgedrückten Doppelcharakter einer See- und Ueberlandhandelsstadt behalten, allerdings aber in der Art, daß sich der Schwerpunkt allmählich auf den Landshandel legte. Bis zur Wende des 14. Jahrhunderts war Thorn unter den preußischen Städten die führende auch im Ueberseehandel, wie sich das deutlich aus ihren Beziehungen zur Hansa ergibt. Wir sehen Thorn sich als erste der preußischen Städte schon im Jahre 1280 am flandrischen Handel der Hansa beteiligen. Der Verkehr mit Lübeck, dem Haupt der Hansa, der schon länger bestand, wurde seit der Wende des 13. Jahrhunderts immer reger. Die Verhältnisse brachten es daher mit sich, daß Thorn, nachdem noch in der folgenden Zeit Kulm, Elbing, Braunsberg, Königsberg und Danzig der Hansa als direkte Mitglieder^{*)} bei-

getreten waren, der Vorort dieser sogenannten „Großen Städte“ in bezug auf den Seehandel wurde und auf den Hansetagungen die Interessen der preußischen Städte besonders zu vertreten hatte. Erst um 1400 begannen sich diese Dinge mehr und mehr zugunsten des für den Ueberseehandel noch glücklicher gelegenen Danzig zu verschieben. Die Zahlen, die wir heute noch aus den uns erhaltenen Pfundzollrechnungen und aus den sonstigen Aufstellungen über die im Interesse der Hansa gemachten Leistungen gewinnen können, geben uns über den Wandel in der Bedeutung Thorns als Hansestadt ein deutliches Bild. So wurden im Jahre 1388 aufgebracht: von Thorn 50 Mark, von Elbing 40 Mark, von Danzig 40 Mark, von Königsberg 20 Mark, von Braunsberg 20 Mark.

Im Jahre 1395 verteilten die Städte die Kosten zur Besetzung Stockholms folgendermaßen: Danzig 160 Mark, Thorn 125 Mark, Elbing 125 Mark, Königsberg 60 Mark, Kulm 40 Mark, Braunsberg 40 Mark.

Von den Kosten einer Gesandtschaft im Jahre 1420 hatten zu bezahlen: Danzig 166 Mark, Thorn 95 Mark, Elbing 95 Mark, Königsberg 35 Mark, Braunsberg 23 Mark.

Im Jahre 1422 wurde schließlich festgesetzt, daß Danzig von allen Kosten, die mit der Hansa zusammenhingen, die Hälfte zu zahlen hatte. Ebenso ging zu fast gleicher Zeit die von den „Großen Städten“ gemeinsam eingerichtete und gemeinsam verwaltete Vitte^{**)} auf Schonen völlig in die Hände Danzigs über. Auch Thorn, das oft genug für die Vitte die Vögte gestellt hatte, leigte kein Interesse darauf, dort noch irgendwie beteiligt zu sein. Mit Danzig war eben in bezug auf den Seehandel ein Wettbewerb für Thorn nicht durchzuhalten.

Was Thorn aber nach der Seeseite hin durch Danzig verlor, das schien es durch seinen Ueberlandshandel reichlich einholen zu sollen. Wuchs Danzig zu der Stadt heran, in der sich der preußische Seehandel seinen Mittelpunkt suchte, so mußte Thorn infolge seiner Lage an der Grenze des Ordenslandes und an der Weichsel die führende Rolle in dem Handel nach Polen, Galizien, Ungarn, Südrussland, Schlesien und Böhmen zufallen. Die Fürsten der genannten fremden Gebiete wandten sich schon bald nach der Gründung der Stadt an deren Kaufleute, um sie in ihr Land zu locken. Schutz und Sicherheit der Wege wurde ihnen gern zugesagt, hohe Vorteile bei dem Verkauf ihrer Waren wurden ihnen versprochen. Denn das kulturmarme pol-

^{*)} Die anderen preußischen Städte, die „Gemeinen Städte“, gehörten nicht zur Hansa, doch hatte der Orden Sorge getragen, daß diese ohne besondere Mitgliedschaft als in die Verträge der Großen Städte mit

^{**) Eine Vitte war ein mit Holzpflöcken umgrenzter freier Platz, an dem die Schiffe anlegen konnten und sich Holzhäuser befanden, die zur Aufnahme während der Fahrtzeit dienten. Die preußische Vitte wurde auf Schonen 1365 angelegt.}

nisch-ungarisch-südrussische Hinterland des Ordensgebietes bedurfte bei dem Mangel eines eigenen Handels der fremden Kaufleute. Von den Waren, welche die Thorner Kaufleute nach Polen, Ungarn usw. brachten, waren besonders das englische und flandrische Tuch sehr begehrte. Doch auch das minderwertigere Thorner Tuch fand große Abnahme. Daneben fand dann die Leinwand ein gutes Absatzfeld in den genannten Gebieten, ebenso blühte der Handel mit Fischen. Auch Wein, Öl, Pfeffer fanden von Thorn aus in das Hinterland Eingang. Selbstverständlich kehrten die Thorner Kaufleute nicht leer mit ihren Wagen heim, sondern führten allerlei Rohstoffe wieder mit zurück. Aus Ungarn holten sie ganz besonders Erze aller Art, so Eisen, Blei, Kupfer, Gold, Silber, aus Polen Getreide, Pelze, aus Galizien Salz. Auch der Holzhandel blühte damals schon, und die großen Stämme wurden aus den wohynischen, galizischen, polnischen Wäldern damals ebenso auf Flößen nach Thorn die Weichsel abwärts getrieben wie in unserer Zeit. Das Holz ging von Thorn aus in großen Mengen besonders nach England.

Die große Bedeutung, die das Ordensland als Umschlagsplatz für den Handelsverkehr zwischen Nordwest- und Südseuropa gewonnen hatte, wird in bezug auf die englisch-preußischen Handelsbeziehungen trefflich in den Verlen des Büchleins von der englischen Staatsklugheit, das um 1430 verfaßt wurde, geschildert. Denn es heißt dort:

„Bei uns führt der Preuße Waren ein,
Silbergeschirr und Barren, echt und fein.
In Menge kauft er die in Böhmen auf
Und Ungarn, und bringt her sie zum Verkauf.
Daraus erwächst viel Vorteil unserm Land,
Die Preußen nehmen nämlich, wie bekannt,
Viel farbiges Wollentuch als Fracht zurück,
Das man hier färbt mit vielem Kunstgeschick.“

Die Preußen nun, die diesen Handelsverkehr zwischen den Nord- und Ostseeländern mit den Donau- und Schwarzwassergebieten vermittelten, waren bis zum Ende des 14. Jahrhunderts in der Hauptsache die Thorner Kaufleute. In Thorn lag damals der Schwer- und Mittelpunkt des Warenaustausches dieser Gebiete, so daß diese Stadt für diese Zeit zum bedeutendsten Handelsplatz des europäischen Ostens wurde. Noch heute verkünden ja die herrlichen Bauten Thorns, vor allem das im Jahre 1393 als Kaufhaus errichtete Rathaus, von dem in der Stadt zusammengeflossenen Reichtum.

Doch es sollte für Thorn kein Glück von Dauer sein. Mit der Wende des 14. Jahrhunderts begann der Umstieg, und weit schneller als Thorn zur führenden Handelsstadt im Osten geworden war, sollte es von dieser Höhe herabstürzen. Denn nicht nur nahm das immer mehr erstarkende Danzig Thorn die Bedeutung für den Ueberseeverkehr, auch der Ueberlandshandel der Stadt wurde durch die immer schwieriger werdenden politischen Verhältnisse untergraben, ja allmählich fast unmöglich gemacht.

Seit dem Regierungsantritt Jagiello's, der das polnisch-litauische Reich seit 1387 vereinigte, hörte die Sicherheit im polnischen Lande für die deutschen Kaufleute auf. Die Klagen über die Wegnahme von Waren, über das Festhalten von Kaufleuten, über das Erheben von zu hohen und ungerechten Zöllen nehmen seit diesen Seiten kein Ende, und es waren natürlich gerade die Thorner Kaufleute, welche darunter ganz besonders zu leiden hatten. Vor allem wurde Thorn mit seinem Handel aber dadurch getroffen, daß Jagiello nichts dagegen tat, daß die Stadt Krakau sich für alle Waren, die aus Thorn kamen, das Stapelrecht anmaßte. Die Thorner Kaufleute waren also gezwungen, jetzt ihre Waren, statt sie weiterzuführen zu können, in Krakau zum Verkauf auszustellen. Die Thorner wandten sich natürlich um Hilfe an den Orden, doch blieben alle Versuche des Hochmeisters, den polnischen König umzustimmen, ergebnislos. Die Thorner drängten deshalb den Orden dazu, ihrer Stadt wenigstens ein Niederlagsrecht für aus Polen kommende Waren zu geben. Nur ungern entschloß sich der Hochmeister Konrad von Jungingen im Jahre 1403 dazu, weil die Verleihung so bedeutender Vorrechte an einzelne Städte in keiner Weise dem Regierungsprogramm des Ordens entsprach. Aber es war der letzte Ausweg, um den Thorner Handel vor dem vollen Ruin zu bewahren, und es war eine Vergeltungsmafzregel, die vielleicht die Polen zu einem Entgegenkommen zwingen konnte.

Da die politische Spannung aber zwischen dem Orden und den Polen wuchs, und auch der erste Thorner Frieden die politischen Beziehungen zwischen den beiden Mächten durchaus nicht verbesserte, so blieben auch der Handel und Verkehr von Thorn aus nach Polen weiter gefährdet. Konnten die polnischen Starosten doch tun, was sie wollten; niemand hinderte sie, wenn sie die preußischen Kaufleute überfielen und ihnen die Waren fortnahmen, oder wenn sie die Wege verlegten und die Straßen verboten, die Jahrzehnte lang von Thorn aus von den Kaufleuten benutzt worden waren. So lag denn Thorns Handel ganz darnieder, zumal auch in diesen wirren Zeiten das Niederlagsrecht der Stadt in Vergessenheit geriet und sich die aus Polen kommenden fremden Kaufleute in keiner Weise um das Vorrecht der Stadt kümmerten, sondern diese auf Nebenstrassen umgingen. Erst den langjährigen Bemühungen des sonst um den Orden nicht allzu verdienten Hochmeisters Paul von Rusdorf gelang es, im Jahre 1425 die Straßen nach Breslau, Sandomir und Ungarn durch Polen wieder frei zu bekommen und das Niederlagsrecht Thorns wieder in Geltung zu bringen. Thorns Handel hob sich wieder etwas, ohne aber auch nur im entferntesten die frühere Bedeutung wieder zu erhalten. Der politische Gegensatz zwischen Preußen und Polen blieb ja bestehen, und so machte man sich in wirtschaftlicher Hinsicht hüben wie drüben weiter Schwierigkeiten. Dazu kam, daß auch das Verhältnis zwischen den Städten und dem Orden

sich verschlechterte, so daß der Orden durchaus nicht immer die Interessen der Städte zu den seinigen mache. Thorn wurde auch in dieser Beziehung besonders davon betroffen, da sein Bürgermeister Tilemann vom Wege in dem im Jahre 1440 gegründeten preußischen Bund, der den Ordensrittern als eine schwere innere Gefahr erscheinen mußte, eine besondere Rolle spielte.

Nach dem Sturze der Ordensherrschaft ging es mit Thorns Handel weiter abwärts. Es war ein großer Irrtum der Thorner Kaufleute wie auch der der anderen preußischen Städte gewesen, wenn sie eine Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage davon erhofft hatten, daß an die Stelle des Ordens der polnische König trat. Denn nicht dem deutschen Kaufmann wurde dadurch der Weg freigelegt nach dem polnisch-ungarischen Hinterland, sondern umgekehrt wurde der Weg jetzt frei für die Polen nach dem Meere. Die Polen brachten jetzt selbst ihr Getreide und ihr Holz nach Danzig, Thorn als Zwischenhandelsplatz wurde mehr und mehr ausgeschaltet, sein Name und Ruhm ging unter in dem politischen und wirtschaftlichen Chaos Polens. Erst als die Stadt wieder zum Mutterland zurückgekehrt war, hob sich ihr Ansehen und Bedeutung, ihr Handel und Wandel nahmen neuen Aufschwung. Doch wieder sollte es sich nur um eine kurze Spanne des Glücks handeln, und Thorn sollte ein zweites Mal in polnische Hand geraten und dadurch dem wirtschaftlichen Niedergang entgegengeführt werden. Möchte es nicht wieder drei Jahrhunderte dauern, bis die Stadt, die einst mit Recht den Namen „die Königin der Weichsel“ führte, dem Deutschtum wiedergegeben ist. Möchte es bald zum Nutzen und Frommen des deutschen Vaterlandes wie auch Thorns selber wieder Wahrheit werden, was die Wappensfriese an den alten herrlichen Toren der Stadt verkünden, daß dort deutscher Boden ist.

Deutsche Heimatbildung und Deutschkunde in Polen

Von Hermann Rauschning

Die unerhörte Entblößung von kulturellen Werten, die unter dem Deutschtum in Neupolen als eine Folge der politischen Umstellung und der starken Abwanderung eingetreten ist, hat in Deutschland bei weitem noch nicht die richtige Einschätzung erfahren, um die Folgen zu begreifen und das hier auf allen Gebieten Neue, Werdende in Wert und Unwert, Bleibendem und Vorübergehendem abzuwägen. Es ist bekannt, wie in der ehemaligen Ostmark unter behördlicher Fürsorge ein kulturelles Leben aufblühte, das es mit der alten deutschen Kultur Westdeutschlands wohl aufnehmen konnte, im einzelnen sogar vorbildlich war. Dieses in langem Aufbau wohlgegliederte und gut geprägte Gebäude ist restlos zusammengebrochen. Es wäre wohl der Beachtung wert, festzustellen,

wie manches — es ist besonders an Posen gedacht, wo nicht eine einjährige Vorbereitungsfrist eine allmäßliche Überleitung ermöglichte — preisgegeben ist, was wohl in etwas anderer Form hätte erhalten werden können. Doch es ist zwecklos zu klagen oder gar anzuklagen. Eines mögen indessen die Freunde deutschen Kulturlebens in der Ostmark eingedenkt sein, wenn sie das vielfältige neue, über die Grenzen wohlgemeinten Disettantismus vorläufig seitens hervorragende Streben der zurückgebliebenen Deutschen im Hinblick auf das Gewesene beurteilen oder gar verurteilen: von den alten bedeutenden Organisationen und Pflegestätten ist so gut wie nichts übriggeblieben und, was schwerer ins Gewicht fällt, andere Männer sind es, die notgedrungen auch hier an die Spitze getreten sind; und bei dem immer fühlbarer werdenden Mangel an Persönlichkeiten und bei der Überbürdung dieser in einem vielfältigen Kampf nach allen Seiten sind es nur verschwindend wenige, die für das freie kulturelle Leben Zeit und Kraft übrig haben. Mit Recht so lange es noch tausende deutscher Kinder gibt, die ohne Schule aufwachsen müssen.

Wenn nun etwas als Gewinn bei diesem Zusammenbruch gebucht werden kann, so ist es die tätige Teilnahme am kulturellen Leben, die in den an Hauptorten aufzuhaltenden Liebhabertheatern und ähnlichen Organisationen zutage tritt. Handelt es sich zunächst um einen Notbehelf angesichts der Unmöglichkeit, die alten Berufsorganisationen aufrecht zu erhalten, gehen die Leistungen oft auch nicht über die Höhe selbstbewußten Liebhabertums heraus, so sind doch die lebendigen Kräfte zu begrüßen, die aus der Selbsthilfe geboren, lebhafteres Verständnis und Anteilnahme für deutsche Kultur wecken. Freilich wird man hinzufügen, Wert werden diese Bestrebungen nur behaupten können, wenn sie auf dem jetzigen Standpunkte nicht stehen bleiben, sondern sich einem klaren geistigen Ziel unterordnen. Nur so kann Liebhabertum auch hier wie so oft an entscheidenden Wendepunkten seine erneuernde Kraft bewahren. Ohne dies wird es sich in selbstgefälligem Gesellschaftsspiel verlieren.

Eine Organisation hat es bereits versucht, ihre Arbeit einem klaren kulturpolitischen Ziel unterzuordnen. Es sind dies die „volkstümlich-wissenschaftlichen Vorträge“ des Deutschtumbundes in Posen, die, ohne den Anspruch auf den Namen Volkshochschulkurse zu machen, nun schon das fünfte Semester beachtenswerte Erziehungsarbeit in Posen leisten. Freilich litten auch diese Veranstaltungen, die Programme von fortlaufenden Vorträgen, Übungen und Einzelvorträgen aus allen Wissensgebieten aufzuweisen, an dem methodischen und psychologischen Fehler aller üblichen Volksbildungs- und Aufklärungsbestrebungen, nicht zwischen Wissen als Wissenschaft und Wissen als Grundlage für eine Weltanschauung zu unterscheiden. Der Mangel an einem geistigen Mittelpunkte, an systematischer Einheit, der es dem Belehrung Suchenden und seiner Willkür überläßt, aus der zufälligen

Auswahl behandelster Themen noch eine persönliche Auswahl zu treffen, verurteilt dies ganze mit solch lautem Wesen angepreßte Bildungsstreben zu innerer Unfruchtbarkeit und läßt es schnellertiger Halbildung Vorschub leisten. Außere und innere Not, die Verpflichtung der deutschen Jugend als eine Ergänzung des Schulunterrichts und den Erwachsenen das so notwendige Bewußtsein vom Wesen und Wert unserer deutschen Kultur zu geben, stellte von selbst die Aufgabe, in dem volkstümlich-wissenschaftlichen Bildungsstreben einen Weg vom Wissen zur Weltanschauung, die nur aus den Kulturgütern des eigenen Volkstums geboren werden kann, zu weisen und im Erlebnis der eigenen Volkskultur den fehlenden geistigen Mittelpunkt zu geben, um den herum sich das vielfältige Wissen zu einem lebendigen Ganzen gruppirt, Wissen und Leben, Wissen und Werten sich verknüpfen. Eingedenk der für uns so brennenden Frage Fichtes: „Was von den jetzt lebenden und gemachten Männern sich gewohnt hat in deutscher Sprache zu reden, zu schreiben, zu lesen, wird ohne Zweifel so fortfahren, aber was wird das nächstkünftige Geschlecht tun und was erst das dritte? Welches Gegengewicht denken wir dann in diese Geschlechter hineinzulegen, das ihrer Begierde, demjenigen Volke, bei welchem aller Glanz ist, und das alle Begünstigungen austeilt, auch durch Sprache und Schrift zu gefallen, die Wage hält?“

Das letzte Vorlesungsverzeichnis der Posener Vortragsorganisation weist einen „Lehrgang für Deutsch und Heimatkunde“ auf, der in diesem ersten, einleitenden Semester den Versuch darstellt, einen Durchschnitt durch das Gesamtgebiet unserer deutschen Kultur zu geben, indem für die einzelnen Gebiete nach einem bestimmt aufgebauten Lehrplan abwechselnd berufene Vertreter in mehrstündigem Vortrage zu Worte kommen. Von der Heimat, als der Bedingung unseres Lebens ausgehend, berührt er alle Kulturzweige: Volkskunde, Recht, Sprache, Dichtung, bildende Kunst, Musik, Geschichte, Erziehung, Weltanschauung, Glaube, um in den letzten Vorträgen zur Beantwortung praktischer Fragen zu schreiten: „Volkstum und Menschheit“, „der Deutsche in der Welt“, „der Einzelne und sein Volk“, „tägliche Bewährung“. Die Methode, in der dieser Stoff behandelt wird, soll gleich weit von der historisch-relativistischen Betrachtungsart der Wissenschaft wie von der ideal begeisterten der dänischen Volkshochschule Grundtvig'scher Art sich fern halten, und das Charakteristische jedes Gebietes als das in dem Wechsel der Entwicklung Bedeutsame, Bleibende und auch für die Gegenwart Wirksame aufzuweisen versuchen. So behandelt der geschichtliche Ueberblick das Verhältnis von Volkstum zum Staat, von Volkstum zur Kultur. In jenem werden die Beziehungen von Kasse Volksstamm, Staatengründung, Kolonisierung nachgewiesen, in diesem geistige und wirtschaftliche Wandlungen im Spiegel der politischen Ereignisse zu deuten versucht. So wird in dem

Abschnitt „Deutsche Weltanschauung“ die lebendige Beziehung aufgedeckt, die Mystik und Naturphilosophie, romantische Weltanschauung wie Goethe zu einer Einheit verknüpfen. In den letzten Vorträgen aber sollen Fragen der Weltanschauung und praktischen Stellungnahme von dem Erlebnis eigener Art und erkannten Volkstums aus beantwortet werden. So wird der Abschnitt über „Volkstum und Menschheit“ die strittigen Beziehungen von Weltreich zum Nationalstaat, Zivilisation zur Kultur, Humanität zum Volkstum streifen; die Frage nach den notwendigen Beziehungen der Politik zur Volkstärke, zum Siedlungsboden, zur wirtschaftlichen und geistigen Kultur beantworten. Es wird der Abschnitt über „Der Einzelne und sein Volkstum“ die ständig wirksame Beziehung berühren von Familie zum Volk, vom einzelnen zu der großen Summe der gemeinsamen Güter eines Volkes. Er wird die Verpflichtung des Einzelnen darlegen, aus dem Begriff der Kasse, Volksgemeinschaft und Nachfolgederantwortung eine praktische Ethik folgern, um schließlich in dem Schlussabschnitt zur Heimat und der täglichen Pflicht im engeren Kreise zum Anfang des Lehrganges zurückzusehen: unser Verhältnis zum eigenen Staat, Bürgerkunde, Mittel und Wege eigener Fortarbeit.

Deutschkunde und Heimatbildung, beides droht Schlagwort zu werden und vielfältige Bestrebungen gehen unter diesen Worten. Können die Posener Bestrebungen nicht als originell angesprochen werden, so zeichnen sie sich doch durch den Willen zu allmählichem Aufbau, zu sachlicher Erziehungsarbeit, vor anderen mit größeren Mitteln in die Wege geleiteten aus. Nicht zu vergessen ist, daß die Dozenten in un-eigenmächtiger Weise sämtliche Vorträge honorarlos halten und daß bei Übernahme der sachlichen Unkosten durch den Deutschstumbund alle Vorlesungen und Übungen bei freiem Eintritt stattfinden können. So wenden sich zwar die Vorträge an alle Deutschen ohne Einschränkung, doch die Grenzen sind selbst gesetzt durch Ernst und Nachhaltigkeit des Strebens, die sich in der Bereitschaft zeigen, auch einen gewissen Zwang auf sich zu nehmen. Wirkliches Bilden verlangt Zeit und Ausdauer, große Veranstaltungen, wie die deutschkundliche Woche in Danzig und Heimatfeste können wohl die Massen aufrütteln, und sind so zu begrüßen — im allgemeinen überdrüßt man wohl den Wert —, die eigentliche Arbeit ist in engem Kreis, in stillsem Streben zu leisten. Die Anlehnung an die Schule mit ihrem festen Lehrplan und der geplante weitere Ausbau in Posen gerade nach dieser Richtung hin, wird von vornherein durch einen gewissen Zwang Massenbeteiligung ausschließen. Es ist dies nicht zu bedauern. Der natürliche Weg lebendiger Ideen geht von Persönlichkeit zu Persönlichkeit. Führer zu bilden, Unterführer, die im Dorf, in der Kleinstadt als lebendige Flammen leuchten, das wird das naturgemäße Ziel lebendiger Bildung sein, nicht unmittelbar auf diese Massen zu wirken. In dieser Richtung liegt vielleicht auch

das, was alle neuen Volksbildungsbemühungen lebten Endes wollen — die aus der gegenwärtigen deutschen Not geborene deutsche Volks hochschule, die eben eine Schule, im strengen Sinn des Wortes wird sein müssen.

Der Thorner Artushof

Von Reinhold Heuer

Wer in Danzig gewesen ist, hat gewiß auch dem Artushofe am Langen Markt einen Besuch gemacht und von seiner hohen Halle mit der alttümlichen, reichen Ausstattung einen tiefen Eindruck mitgenommen. Solcher Artushöfe, auch Kompenhäuser genannt, gab es im Bereich der deutschen Ostseeküste einst eine ganze Anzahl: außer in Danzig noch in Straßburg, Elbing, Braunsberg, Königsberg, Riga, Reval und weiter landeinwärts in Marienburg, Kulm und Thorn. Reiche Kaufleute ließen sie bauen, um in ihren Räumen nach dem sagenhaften Vorbilde des Königs Artus ritterlich „Hof zu halten“, d. h. unter Trompeten- und Pfeifenklang zu feiern und zu zechen. Der älteste der preußischen Artushöfe war der in Thorn. Aus seiner reichen, wechselvollen Geschichte will ich einiges mitteilen.

Die „Bruderschaft St. Georgii zu Hoffe im Compenhause“ zu Thorn trat im Jahre 1310 zusammen. Ob sie sich sogleich ein eigenes Haus gebaut hat, wissen wir nicht. War es der Fall, so kann es nur ein verhältnismäßig bescheidener Bau gewesen sein. Das wurde anders, als in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts das Preußenland mit seinen Städten zu überraschendem Wohlstande aufblühte, als Thorn die Königin der Weichsel, die größte und reichste Stadt des Deutschordenslandes wurde. Damals, und zwar im Jahre 1385, wurde der Prachtbau errichtet, der dann Jahrhunderte hindurch ein Stolz der Stadt gewesen ist, ein nicht sehr breites, hohes Haus mit steilem Giebel, zwei zierlichen achteckigen Seitentürmchen (wie sie etwa das Danziger Rathaus zeigt) und reichem Farbenschmuck. Der einzige Raum des Erdgeschosses war, wie in Danzig, eine große, über zwei Säulen gewölbte Halle, von deren Ausstattung wir aus Notizen alter Rechnungsbücher uns noch ein ungefähres Bild machen können.

An den Wänden Bilder: Maria, die himmelskönigin; St. Georg, der Patron der Ritter und rittermäßigen Leute, der Lieblingsheilige der Artusbrüder, wie er den Drachen erlegt, im Hintergrunde Burg und Stadt Thorn; die heiligen drei Könige; der heilige Reinhold, auf der Spitze seines Schwertes das gekrönte Haupt Karlmanns, in seiner Nähe vier Rüstungen, angeblich die der Haimonskinder. Auch an anderen Stellen der Wände hingen Rüstungen, und zwar solche für Turniere; denn diese ritterlichen Kampfspiele wurden von den vornehmen, jungen Kaufleuten eifrig gepflegt, der altstädtische Markt halte wider vom Hufschlag galoppierender Pferde und vom Krachen der Speere. Auf Wandborden glitzerte blankes Zinn-

gerät, den unteren Teil der Wände schmückten Wandteppiche. Hochlehne Bänke standen vor langen Tischen, auf denen bei festlichen Gelegenheiten silberne Trinkbecher und Prunkgefäße („Willkommen“) glänzten. Leider ist von all dem reichen Silberschmuck nur noch ein kleiner Kokosnussbecher, in Silber gefaßt, erhalten, während z. B. die Elbinger Artusbrüderschaft noch heute herrliche Stücke ihres alten, silbernen Tafelschmucks besitzt.

Es gab drei „Bänke“: eine Georgenbank, an der die vornehmsten Kaufmannsgeschlechter saßen; eine Marienbank für die übrigen Kaufleute, und eine Reinholdsbank für die Schiffer und Kahnführer. Diese drei Bankbrüderschaften sind die Träger des Lebens des Artushofes Jahrhunderte lang gewesen, bis ihre letzten Reste im Jahre 1844 ein sang- und klangloses Ende fanden. Im Mittelalter aber und bis ins 17. Jahrhundert hinein blühten diese Bruderschaften. Im Jahre 1386 hatten sie die Ehre, den Hochmeister in ihren Räumen bei festlichem Mahle zu sehen, und im Jahre 1391 durfte ein Mitglied der Georgenbank am „Chrentisch“ des Hochmeisters teilnehmen!

In späteren Zeiten, im 17. und 18. Jahrhundert, diente die Artushalle auch noch zu anderen Zwecken: zum regelmäßigen, kaufmännischen Börsengeschäft, zu Aufführungen reisender Schauspieler und Feuerfresser, und von 1724 an (dem Jahre des Thorner Blutgerichts, das den Evangelischen Thorns die letzte große Kirche nahm) zu gottesdienstlichem Gebrauch.

Leider spielte die Ungunst der Zeit (Schwedenkriege, siebenjähriger Krieg) diesem stolzen Bauwerk übel mit. Es verfiel immer mehr. Im Jahre 1802 mußte man es abbrennen. Nur eine, zum Glück genaue, farbige Zeichnung hat uns sein Bild überliefert.

Auf derselben Stelle jedoch stand ein neuer, zweiter Artushof, der in seinem untern Stock als Stadtheater, im oberen aber als Ressource geselligen Vergnügungen dienen sollte. Es war ein sehr schlichtes, bescheidenes Haus. Trotzdem hat es über 25 Jahre gedauert — es war ja die ungünstige „Franzosenzeit“ 1806 bis 1813 — bis es vollendet war. Es hat dann zwei Menschenalter hindurch seinen Zweck erfüllt.

Als dann aber die Stadt unter dem Schutze des neuen Deutschen Reiches sich wirtschaftlich überaus stark entwickelte, mußte es, weil es den anspruchsvollen Bedürfnissen nicht mehr genügte, fallen, und es erhob sich nun, wiederum auf derselben Stelle, der dritte und letzte Artushof, der, 1891 prunkvoll eingeweiht, noch heute steht. In ihm hat sich das gesellige Leben der Deutschen Thorns abgespielt. In seinem Prachtaale haben wir so manches schöne Künstlerkonzert gehört, so manches Fest gefeiert.

Das ist nun alles vorbei. Nach der Besetzung Thorns durch die Polen haben sich die Deutschen aus ihm zurückgezogen.

So ist der Thorner Artushof mit seiner Geschichte ein getreues Abbild des Aufkommens,

Erstarkens und endlichen, jammervollen Zusammenbruchs des Deutschtums in unserer guten alten Stadt.

Kindheitserinnerungen an Graudenz

Von Franz Lüdtke

Unsere Kindheitserinnerungen haften in uns nicht als Vorgänge, sondern als starre Bilder.

Mein ältestes Gedächtnisbild ist eigenartig genug: ich stehe angstfüllt und fluchtbereit auf einem kleinen, schmuzigen, dunklen Hof, auf dem große Ratten im Kreise laufen....

Ich habe später meine Eltern nach der Bedeutung des Bildes gefragt und erfahren, daß es der Wirklichkeit entsprach. Ich zählte damals etwa 2½ Jahre; mein Vater war aus Bromberg (meiner Geburtsstadt) im Herbst 1884 nach Graudenz versetzt und hatte in einem häßlichen, feuchten, ungesunden Hause der Trinkestraße eine Notwohnung gefunden. Ratten waren dort ständige Gäste; ich muß sie zum ersten Mal in einer Art Kreislauf gesehen haben, so fest haftet gerade dieses Bild.

Ein anderes:

Ein weiter, geräumiger Hof mit landwirtschaftlichen Geräten, insbesondere Pflügen. Ich renne, stürze, blute....

Meine Eltern hatten im Hause des damals noch in den Anfängen seines Aufstiegs befindlichen Großindustriellen, späteren Kommerzienrats Venžki Wohnung genommen. Dort blieben wir, bis Ostern 1888 mein Vater nach Bromberg zurückversetzt wurde. Die Narbe von meinem damaligen Sturz auf die Pflugschar ist heute noch unter dem Auge erkennbar. —

Bilder von Freud und Leid:

Ich sehe mich auf dem Boden des Hauses mit einer hübschen, etwa drei Jahre alten Gespielin. Der Name sei verschwiegen, denn — wir küssten uns ... die erste Liebe! Ob es ein Omen dafür war, daß ich viel, viel später in Graudenz meine Frau finden durfte?

Aber auch den ersten Toten sehe ich im Sarge liegen. Das ehrfurchtvolle Staunen ist mir noch gegenwärtig.... Es war der Vater jenes Herrn Venžki.

Spiel und Spaß; die Bilder aus der Erinnerung des Drei-, Vier-, Fünfjährigen drängen sich.

Wir schießen mit selbstgefertigten Schleudern nach Sperlingen....

Wir machen, als Bettelkinder verkleidet, einer als geizig verschrienen Frau einen Besuch und werden mit harten Worten abgewiesen. Das geht mir so nahe, daß ich schluchzend zurückkehre: Ich will nie wieder betteln gehen....

Herr Venžki zündet lange Papierfidiibusse an; wenn ich sie in der Hand halte, bis die Flamme den Finger berührt, erhalten ich zwei Pfennige....

Wir gehen im Stadtwald spazieren und sammeln „Schüsse“, d. h. Kienäpfel zum Verbrennen im Herd....

Ein Eisenbahnzug fährt (der Erinnerung nach) mitten auf der Straße durch die Stadt....

In diesem zäh festgehaltenen Gedächtnisbild lebt zweifellos der Bahnhofskreis am sogenannten Bahnhübergang vor dem Stadtwalde.

Ich habe Lackstiefelchen mit goldenen Schnüren und Troddeln zum Geburtstage bekommen.

An Vater, Geschwister, Freunde habe ich aus diesen Jahren verhältnismäßig wenig Erinnerungen, die meisten an die Mutter. Sie lehrt mich lesen, schreiben. Sie zeichnet. Sie — dichtet auch mit mir. Ganz dunkel sind mir noch erste Reimversuche von damals im Gedächtnis, doch verdienen sie nicht, der Nachwelt überliefert zu werden. Ich weiß nur, daß ich sowohl mich selbst (und zwar als Dichter!) als auch einen Soldaten besaß, der in der Schlacht sein Bein verloren hatte.

Von meinen Büchern sind mir zwei lebendig geblieben: ein Grimmsches kleines Märchenbuch, in grünem Pappbande, mit Ritter'schen Bildern, und mein „Kakemono“, ein Naturgeschichtsbuch, in dem ich unaufhörlich studierte, und das ich nach jener Halbaffenart benannte, die wohl einen besonderen Eindruck auf mich gemacht haben muß.

Ein Schreckbild weiß ich auch noch: ich sitze neben der Mutter (die Maschine näht) und lese. Plötzlich ist die Mutter verschwunden, ich bin im Zimmer allein. Entsetzliche Angst! Ich renne heulend zur Tür, reiche aber nicht bis zur Klinke und suche nun die Tür beim Spalt zu öffnen. Vergeblich....

Bis die Mutter aus dem Keller zurückkommt und mich in Tränen und Verzweiflung findet. Sie hatte mich beim Lesen nicht stören wollen!

Auch auf manchen Abend zu Hause besinne ich mich noch: wir alle sitzen im Zimmer, Vater spielt Geige, wir singen getragene Volkslieder.

Aus dem Frühjahr 1888 haften noch zwei Bilder in meiner Seele:

Ich stehe auf der Weichselbrücke, Ueberschwemmung, gewaltiger Eisgang mit Knirschen und Stöhlen der Schollen....

Und dann ein Märzabend, da kommt der Vater vom Dienst, ich sehe noch die Lampe brennen, und er sagt: „der Kaiser ist tot.“ Alle weinen. Ich wußte noch nicht recht, was das bedeutete, der Kaiser sei tot. Aber ich fühlte wohl, daß ein großer und gütiger Mensch von uns gegangen war, den jeder lieb hatte. Da weinte auch ich....

Aus Fritz Reuters Graudenzer Festungszeit

Von Paul Fischer

Auf der alten Heerstraße, die von Bromberg durch die Schweiz-Neuenburger Niederung zum linken Weichselufer und dann weiter nach Danzig führt, bewegte sich im März 1838 ein Postwagen zum „Roten Krug“ in Dragatz. Die Insassen waren zwei „politische Gefangene“, der Studiosus juris Fritz Reuter, der Auskultator a. D. Albert Schulze und zwei Gendarme als Bewachung und „Reisebegleiter“.

Am 10. März, früh 5 Uhr, waren die beiden Staatsgefangenen von Magdeburg abgereist; auf der Berliner Haussvoegtei hatten sie zwei Tage zu bringen müssen, und die Fahrt von Berlin nach Graudenz über Müncheberg, Küstrin, Landsberg, Friedeberg, Woldenberg, Schneidemühl, Bromberg usw. hatte vom 13. März, früh 6 Uhr, bis zum 15. März gedauert.

Fritz Reuter war schon am 31. Oktober 1833 — in der Zeit der „Demagogenverfolgung“ in Deutschland — in Berlin verhaftet worden, nachdem er aus der Jenenser Burschenschaft „Germania“ ausgetreten war. Sein Vergehen bestand „in der Teilnahme an der hochverrätischen burschenschaftlichen Verbündigung“ zu Jena und in „Majestätsbeleidigung“, die in dem Gesang eines Liedes gefunden war, das Reuter nach seiner eigenen Erklärung nicht gekannt haben will. Er hatte jedenfalls aber — man denke! — am „helllichten Tage schwarz-rot-goldene Farben“ getragen und er, ein mecklenburgischer Staatsangehöriger (Sohn des Bürgermeisters Reuter in Stavenhagen), wurde vom preußischen Kammergericht zum Tode verurteilt. Die „einfache Todesstrafe“ war durch Kabinettsorder des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. in 30 Jahre Festungshaft umgewandelt worden und später, am 10. September 1837, in 8 Jahre! Reuter hatte schon in Silberberg (bei Glad in Schlesien), Groß-Glogau (Schlesien) und Magdeburg als „königlich preußischer Staats- und Stubengefanger“ gesessen und viel Schweres erduldet; das Schwester in Berlin, als seinem Vater, der nach Berlin geeilt war, nicht gestattet wurde, vor Antritt der Reise nach Graudenz, den einzigen Sohn noch einmal zu sehen.

In dem humorvollen Buche Reuters „Ut mine Festungstid“, dessen Hälfte von der Graudener Festungszeit handelt, im 12. Kapitel, findet sich eine sehr bittere Stelle, die lautet: „Schandor Ref‘ und un’ Herrgott erlösten uns dormals ut unse Qual, un ik will den Herrn Kriminaldirektor Dambach dat nich anreken, ebenso as ik äwer sine annern Quälereien, de hei in dem Unnersükkungsarrest gegen mi uitläuwot hett, ik enen dicken Strich maken will; äwer in eine hinsicht fall hei mi Red’ stahn — hei is all dod, up dese Ird kan hei’t nich mihr — äwer up Jersid fall hei sich ver antwurten, worüm hei minen ollen Vader, der grad in desen Dagen in sine hartliche Leiw för sinen einzigsten Sähn nach Berlin kamen war, üm wat för sin Frikamen tau dauhn — worüm hei minen ollen Vader de twintig Schritt tau min Gefängniß nich wis’t hett, dat de Sähn doch an Vaders Boß mal utwienen kunn — doräwer fallst du mi Red’ stahn! —“

Die hochdeutsche Urgestalt der „Festungstid“, Schilderungen, die aber nur den Aufenthalt auf der alten Seite Graudenz (Seite Courbiere) vom 15. März 1838 bis 14. Juni 1839 umfassen, ist unter der Überschrift „Eine heitere Episode aus einer traurigen Zeit“ erschienen, und zwar im Jahre 1855 in dem „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern“, das Fritz Reuter in Treptow a. d. Tollense als Redakteur

im Verlage der Lingnauschen Buchhandlung (in Neubrandenburg) herausgab. Aus diesen Schilderungen und dem plattdeutschen Werke Reuters „Ut mine Festungstid“ (die 1861 zum ersten Male bei Hinstorff in Wismar erschien und seitdem mehr als zehn Auflagen erlebt hat) sind die folgenden Mitteilungen zusammengestellt.

Den Uebergang über die Weichsel vom Roten Krug in Dragatz auf das rechte Ufer nach Graudenz schildert Fritz Reuter in seinem Buche „Ut mine Festungstid“ im 13. Kapitel folgendermaßen:

„Des Morgens gegen Klod acht‘n (8 Uhr) würden wi mit de beiden Schandormen (Gendarmen) un uns’ Saken in ‘ne Boot laden, un föß Schappelzen, in de föß Pollacken seten, flötterten (floßten, ruderten) uns durch dat frie Water, wat de Wischen (Wiesen) aewerswemmt hadde, bet an dat Is ‘ranne. Dor müßt wi utstigen...“

Auf das Eis der Weichsel rießelte ein sichter „Süsselregen“ nieder und vergrößerte die vielen Blänken und Löcher, die der starke Strom und ein feuchter Südwestwind gefressen hatten. An der Spitze des seltsamen Zuges schritt mit der nötigen Vorsicht ein königlich preußischer Gendarm, das Gewehr im Arm, dann folgten die zwei Jünglinge; der eine (Schulze) war in einen grauen Mantel mit „sieben Stockwerken“ gehüllt, so daß die spitze Nase des Insassen, mit einem kleinen blonden Schnurrbart darunter, dem Regen nur wenige Angriffspunkte bot. Schulze trug zwei Bauer, in dem Vogelbauer rechter Hand saßen Kanarienvögel, in dem Glaspalast zur Linken flinke weiße Mäuse. Beide eingeschlossene Parteien verbielten sich, der Jahreszeit und den besonderen Umständen angemessen, ruhig. Reuter trug „dat Piepengedrim (Pfeifengetriebe, einige lange Tabakspfeisen). Die Symmetrie im Zuge stellte der zweite Gendarm her, dann kamen die sechs in Schafpelze gekleideten Bootsknechte (Flissaken), die den mit „Sachsen“ der Gefangenen beladenen Schlitten naähzogen.

Dreiviertel des Weges durch fischhohes Wasser war durchgedobelt, als von der Graudener Uferseite mit Stangen und Latten gewinkt und „Löcher! Vorsicht!“ geschrien wurde. Es hätte nicht viel gefehlt und die königlich preußischen Gendarmen und die beiden Staatsgefangenen samt den sechs Bootsknechten hätten in der Weichsel ihr Grab gefunden. Zum Glück hatte der Gendarm, der zuerst marschierte, die Warnungen bemerkt, und kommandierte „Kehrt“, bis ein Stück Bretterlage erreicht war und endlich die Pedale der wasserdurchfurchenden Männer auf die Laufplanken gerieten, die zum alten Fährhaus zu kurzer Rast führte.

„Im Fährhus hadd die ganze Nacht de Thranlamp brennt, un in den dicken Dunst streden sich nu hirring, ollen Käf‘ un Fufelbramwin, wer an düllsten stinken wull, un auf dem grünen Kadelsaben legen Schappelze tau’m Drögen“ — erzählt Fritz Reuter in der „Festungstid“. —

Das geistige Leben der Deutschen Thorns

Von Reinhold Heuer,
Vorsitzendem des Coppernicus-Vereins

Mit großer Sorge dachten wir im vorigen Sommer an die geistig-kulturellen Bestrebungen der Deutschen Thorns, die für den Winter geplant waren. Würden wir noch Künstler und Gelehrte aus Deutschland für Konzerte und Vorträge gewinnen können? Würden wir einheimische Kräfte für solche Darbietungen finden? Würde es uns möglich sein, einen Saal zu beschaffen und Heizung und Beleuchtung? Und gesetzt, alles das gelänge: war nicht zu befürchten, daß die Deutschen, von wirtschaftlichen Sorgen in Anspruch genommen, mit Plänen zur Abwanderung beschäftigt, keine Stimmung haben würden für geistige Anregung und kulturelle Arbeit?

Was den ersten Punkt betrifft, so sind wir mit unserm Mißtrauen durchaus im Recht gewesen. Sei es, daß sie die Schwierigkeit der Beförderung von Reisepässen, die Grenzpläderien bei der Zollrevision scheuten oder von unbesiegbarem Mißtrauen gegen die Zustände in Polen erfüllt waren, genug: sämtliche Künstler, Künstlerinnen, Gelehrte in Deutschland, die wir um ihren Besuch bateten, lebten ab oder sagten zwar zu, ließen uns dann aber im letzten Augenblick im Stich, mit einer einzigen Ausnahme.

Im übrigen aber ist alles viel besser gegangen, als wir es zu hoffen wagten. Wir fanden einheimische Kräfte; wir konnten unsere Vorträge und Konzerte in der schönen Aula des staatlichen Gymnasiums, die uns bereitwillig zur Verfügung gestellt wurde, stattfinden lassen; wir durften uns von Seiten der deutschen Bevölkerung lebhafter Anteilnahme erfreuen, kurzum: wir blicken mit Freude und Genugtuung auf diesen Winter und Frühling — denn die Darbietungen zogen sich bis in den Juni hinein — zurück.

Träger der ganzen geistigen Arbeit war fast ausschließlich der Coppernicus-Verein. Die übrigen deutschen Vereine sind entweder eingegangen oder kommen für höhere geistige Kultur nur wenig in Betracht.

Es war seinerzeit ein glücklicher Gedanke des genannten Vereins, daß er Volkshochschulkurse einrichtete. Zwar ist diese Bezeichnung viel zu anspruchsvoll für die einfachen Vortragsreihen, die er veranstaltet hat (einmal wurden auch Versuche mit Arbeitsgemeinschaften gemacht), aber sie war populär und hat sich schließlich so eingebürgert, daß man sie, ohne Verwirrung anzurichten, nicht gut durch eine präzisere ersetzen kann. So kündigten wir denn auch für den vorigen Winter wiederum Volkshochschulkurse an und hielten sie auch.

Es trugen folgende Herren vor: vom 7. Oktober ab Prof. Semrau über „Verfassung der Stadt Thorn im 13. Jahrhundert“ in drei Stunden, Pfarrer Heuer über „Bauten und Bilder im Deutschordenslande“ in fünf Stunden; vom 11. November ab Oberlehrer Hilgendorf über

„Shakespeare“ in sechs Stunden und Pfarrer Heuer über „Rembrandt“ in ebenfalls sechs Stunden; vom 3. Februar ab Oberlehrer Fellner über „Induktionselektrizität mit Experimenten“ und Pfarrer Heuer über „Einführung in die neuere Religionsphilosophie“ in je sechs Stunden; im April und Mai Prof. Menzel-Bromberg über „Richard Wagner“ in acht Stunden, die begleitenden und erläuternden Klaviervorträge besorgte Dr. Hinz. Die Zahl der Hörer schwankte zwischen 132 und 296. Sie stammten zum größten Teil aus dem Handels- und Gewerbebestande, zum kleineren Teile waren es Lehrer, Lehrerinnen, Schüler, Schülerinnen und einige akademisch Gebildete. Daß die Besucherzahl trotz andauernden, starken Fortzuges der Deutschen von Thorn noch so groß gewesen ist, dürfen wir mit Freude begrüßen. In Friedenszeiten hätten wir in halbleeren Räumen vortragen können. Denn da hatten die Menschen bei der Ueberfülle von gesellschaftlichen Zerstreuungen und Vergnügungen weder Zeit noch Lust, sich Wochen hindurch für geistige Beschäftigung ernster Art zu binden.

Außer diesen Vortragsreihen wurden noch einige Einzelvorträge gehalten, u. a. von Prof. Lucawald-Danzig über „das Zeitalter des deutschen Idealismus 1770—1830“ und von Oberreal-schuldirektor Schönbeck-Bromberg über „Hebel als Lyriker“.

Am 19. Februar, dem Geburtstage unseres großen Thorners Nicolaus Coppernicus, fand, wie üblich, eine Festfeier des Coppernicus-Vereins statt, in der Oberlehrer Brien über Williamow sprach, jenen Schriftsteller und Dichter des 18. Jahrhunderts, Landsmann und Jugendfreund Herders, der mehrere Jahre in Thorn als Gymnasiallehrer gewirkt hat.

Was wir im vorigen Winter sehr entbehrten — wir sind in dieser hinsicht Jahre hindurch verwöhnt worden —, waren Konzerte hervorragender Künstler. Nur ein einziges Mal, und erst Ende April, gelang es, deutsche Künstler für eine Vortragsreise in Polen zu gewinnen; und zwar war es das rühmlich bekannte Quartett Kanzow-Prill usw., das uns mit seiner edlen Kunst in hohem Maße erbaute. Da die Aula für den zu erwartenden Andrang zu klein war und ein anderer Saal nicht zur Verfügung stand, ließen wir die Herren in der neustädtischen Kirche musizieren, die sich durch eine vor treffliche Akustik auszeichnet. Im übrigen wurde das Ausbleiben von Sachmusikern weitgemacht durch Liebhaberkonzerte. Pastor Greulich aus Posen mit seinen drei Söhnen brachte Streichquartette zu Gehör, und Dr. Hinz mit Dr. Dombrowski und einem Berufsmusiker aus Bromberg spielte Triosätze: beidermal war es klassische Hausmusik edelster Art in durchaus künstlerischer Ausführung; die Zuhörer spendeten lebhafien Beifall.

Auch mit Theateraufführungen machten wir einen Versuch. Da es in Polen kein deutsches Theater mit Berufsschauspielern gibt, alle deutschen Theater uns vielmehr genommen sind, so waren wir auch hier auf Liebhaberkunst an-

gewiesen. Glücklicherweise hat sich in Bromberg ein Liebhabertheater gebildet, das im Winter etwa 100 Vorstellungen herausgebracht und sich so eingespielt hat, daß man fast denken könnte, Berufsschauspieler vor sich zu haben. Diese Gesellschaft gab auf Einladung des Coppernicus-Vereins auch bei uns drei sehr gut besuchte und recht gelungene Vorstellungen.

Endlich sei auch noch der literarischen Veröffentlichungen des Coppernicus-Vereins in seinen „Mitteilungen“ gedacht. Ihr Schriftleiter, Prof. Semrau, der ein Menschenalter hindurch die geschichtliche Vergangenheit Thorns erforscht und in zahlreichen Veröffentlichungen weiteren Kreisen zur Kenntnis gebracht, auch um das städtische Museum sich große Verdienste erworben hat, sah sich leider genötigt, vor einigen Monaten nach Elbing abzuwandern.

In der Sommerpause veranstalten wir Führungen durch die großen, an Kunstsäcken reichen Thorner Kirchen mit kunstgeschichtlichen Erläuterungen durch Pfarrer Heuer.

So haben wir uns nach Kräften bemüht, geistige Kulturarbeit unter unseren Landsleuten zu treiben und können wohl sagen, daß wir in der Tat alle geistig angeregten Deutschen um die Fahne des Coppernicus-Vereins (der jetzt auf eine 67jährige Tätigkeit im Dienste der Wissenschaft und Kunst zurückblickt) gesammelt und bei ihr festgehalten haben. Möchte auch der nächste Winter uns ähnliche Arbeit und Erfolge ermöglichen!

Franz Lüdtke

Von Fritz Braun

Vor mir liegt ein Blatt, auf dem steht gar viel davon, wo unser Ostmarkendichter Franz Lüdtke geboren ist, was er erlebte und schuf. Ob ich das alles lese? — Ich kenne ihn ja, ob ich ihn gleich nimmer gesehen habe. Leibhaft steht er vor mir, wie er als Landsturmman am hohen Weichselufer Wache hält, den Kuhfuß auf der Schulter. Sieht nicht gerade aus wie ein gewaltiger Kriegsmann — ob er nicht sogar eine riesige Hornbrille trug? —, der rechte Stiefel drückt ihn, und ein Berufsoffizier lächelt vielleicht ob der ganzen Aufmachung. Aber er ist doch ein gewaltiger Kriegsmann, trotz dem Gardeleutnant, dem sein Stabsarzt bei der letzten Untersuchung sagte: „Mensch, was haben Sie bloß für einen Körper — trotz alledem!“ Denn sein stärkstes Rüstzeug trägt ein Franz Lüdtke tief drinnen in der Brust, seine kämpfende Seele. Und so geht er auf und ab, ab und auf und schaut hinaus ins blühende Weichsfeld, und das Herz wird ihm so weit, und er freut sich der Schönheit der Heimat und der Größe der Zeit, in die das Schicksal ihn gestellt hat, und trotz des engen, harten Kommissstiefels am rechten Fuß sagt er zu sich selber mit lauter Stimme: „Schicksal, ich danke dir, daß du mich diese Zeit erleben ließest!“ Im Anschauen der Heimat, der lieben, der gefährdeten Heimat, im Gedanken an die große Zeit fügen sich ihm die Worte zu Gedichten.

Sicher gibt's größere und gewaltigere, aber Poesie ist's doch, echte, herzenswarme Poesie, und wenn ich wieder einmal Klänge hören möchte, die der schwere Krieg gebar, greife ich neben den Balladen eines Heinrich Zerkaußen sicherlich auch nach dem schmalen Gedichtband unseres Franz Lüdtke*).

Doch was sollte aus deinen Hoffnungen werden, du armer, glaubensstarker Landsturmmann? — Treue wird zu Untreue. Die schrill, bacchantische Lust auf der frechen Stirn, in dem gierigen Blick, jauchzend durchs deutsche Land, und der Schulmeister Franz Lüdtke dachte an seine Obersekunda und an Herrn Walther von der Vogelweide. War's wirklich Lüge, daß „tiusche man sint wol gezogen“, und daß der in unser Land kommen solle, der „Tugend und reine Minne“ suchen wolle? Und nassen Auges mußte er zusehen, wie Preußens Fahnen, auf denen einst der Blick des Alten von Sanssouci und Blüchers Feuerauge geruht hatten, durch den Staub der Straßen geschleift wurden. Das Herz geht ihm über, da er eine kleine Kokarde aus der Gosse hebt, eine kleine, schwarz-weißrote Kokarde, die eines betörten, trunkenen Buben freche Hand zu Boden warf.

Da zieht der Schmerz in langen, langen Wellen durch seine Seele, wie Meeresbrandung, die nicht ebbt will. Doch wo gäbe es einen echten, rechten deutschen Schulmeister, der nicht dennoch, trotz alledem Optimist wäre, Optimist bliebe. Und immer lauter spricht es in ihm**): „Nein, nein, das alles ist nur der wirre Wahns einer verblödeten Stunde. Die Stunde gebaßt ihn, die Stunde wird ihn verschlingen. Das ist nicht mein deutsches Volk. Das kann mein deutsches Volk nicht sein!“ Und seine Lieder künden uns vom Glauben, dem wiedergewonnenen Glauben. Wer aber vermag das Vaterland zu retten und den kostbefriedeten Schild deutscher Ehre rein zu waschen? Die Jugend, nur die Jugend! Und ist nicht Franz Lüdtke Schulmeister? Ist es nicht seines Berufes Pflicht und der Zug seines Herzens, an der Jugend zu arbeiten? Wieder muß ich an Heinrich Zerkaußen denken und an seinen Ritter Hans Jürgen, den Husarenjunker Hans Jürgen von siebzehn Jahren, den blonden Jungen, der in seinem festen, eckigen Märkergesicht so tiefe Augen trägt, den stillen Kameraden, der noch kein Weib kennt und doch als Mann zu sterben weiß. Der ist ja nicht tot, auch ihm rief der ewige Gott sein starkes Wort: „Kommt wieder, Menschenkinder!“ Und auf daß es so werde, schafft Franz Lüdtke seinen Roman — oder ist's nur eine Erzählung? — „Menschen um 18***“ und wirbt darin um die Herzen der Jünglinge, die Seelen der Jungfrauen. Eine heikle Aufgabe ist's für den, der alle Dinge beim rechten Namen nennen will — selbst der große Jean Jacques hat's nicht zuwege gebracht —, aber Franz Lüdtke meisterte den spröden Stoff, sein Buch vom Schmutz des Lebens ist ein reines

* Lieder und Balladen. C. F. Amelangs Verlag, Leipzig
**) Wann kommt Du, Bismarck? Berlin W5, Hermann Krüger Verlag.
***) Barmen, Verlag des Westdeutschen Jünglingsbundes. 1921.

Buch und die Frau Poesie guckte ihm beim Schreiben über die Achsel. Tiefer und erschütternder liege sich das alles wohl sagen; freundlicher und reiner kaum. Deshalb dürfen wir getrost den deutschen Eltern, deren Kinder gerade die schwere Zeit vom Kinde zum Vollmenschlichen durchleben sollen, den ernsten Rat geben: „Legt ihnen dies Buch auf den Weihnachtstisch! Es ist ein treues Buch und ein reines Buch!“

Aber wenn ich Franz Lüdtke, den ich so gut kenne und doch niemals sah, auf meinem Lebenswege einmal zu sehen bekomme Aug' in Auge, will ich ihn nicht anfaßbadern und anloben, sondern ihm nur still die Hand drücken und sagen: „Hab' Dank für das, was du der Heimat gabst! Du gabst es auch mir. Und dann, lieber Franz Lüdtke, werde nur ja kein Geschäftsmann, schreibe keine Bücher, die „der Stimmung des Tages wunderbar gerecht werden“, laß alle „Sünden“ in Ruh, bleib' mir fein im Stillen! Dann werden deine Bücher heute vielleicht nicht in fünfzig, sechzig Auflagen gedruckt werden, wirst du dir nicht den Kopf zerbrechen brauchen: „Was schreib' ich jetzt bloß?“, weil die Verleger dich ins Kesselstreichen brachten, wenn aber nach Jahren eine hohe, stille Frau mit Augen, so tief und märchenmäßig wie unsere ostmärkischen Waldseen, und mit Haaren so gelb wie die Kämpfenwiesen im Lenzenlande des Löwenzahns, an deinem grünen, verlassenen Hügel vorbeigeht, wird sie zu dir sprechen: „Franz Lüdtke, stehe auf und wandle! Mein Volk braucht dein Wort und deine Liebe!“

Die Historische Gesellschaft für Posen

Von Julius Kothe

Die Geschichtsvereine, welche die Erforschung der größeren geschichtlichen Gebiete des Deutschen Reiches zu ihrer Aufgabe gemacht haben, bildeten sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; ihnen traten andere Vereine mit beschränkter Zielen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Seite. Im Posener Lande hat die landesgeschichtliche Forschung erheblich später eingesezt. 1857 wurde die polnische Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Posen begründet, welche, wie die gleichnamigen Gesellschaften in Warschau und Krakau, alle Zweige der Wissenschaften pflegt; die Landesgeschichte hat sie vornehmlich durch die Herausgabe der mittelalterlichen Urkunden Großpolens gefördert. Auf deutscher Seite veröffentlichte Heinrich Wuttke, Professor der Universität Leipzig, sein „Städtebuch des Landes Posen“, in welchem er das Recht der Deutschen am Lande geschichtlich erwies. Erst 1880 entstand die Historische Gesellschaft für den Niederschlesien in Bromberg, 1885 die Historische Gesellschaft für die Provinz Posen mit dem Sitz in Posen. Diese entwickelte sich rasch zu einem der größten und angesehensten der deutschen Geschichtsvereine; sie zählte vor dem Weltkriege mehr als 1500 Mitglieder und hatte ihren Anhang

nicht nur unter den Gelehrten von Beruf, sondern auch in weiten Kreisen des gebildeten Bürgertums. Mit einem Netz von Zweigvereinen einen überspannte sie das Land, und mit der Bromberger Gesellschaft wurde ein Zusammenschluß dadurch geschaffen, daß diese sich der Veröffentlichungen der Posener Gesellschaft bediente. Für die wissenschaftliche Entwicklung erwies sich sehr vorteilhaft die Verbindung mit dem Posener Staatsarchiv, dessen Vorsteher zugleich der leitende Vorsitzende der Gesellschaft wurde. Von 1886 bis 1919 bekleidete dieses Amt Rodgero Prümers, der, als das Archiv in polnischem Besitz überging, sich nach Wernigerode in den Ruhestand zurückzog und dort am 27. Februar 1921 starb. Die von ihm in Gemeinschaft mit Adolf Warschauer geleiteten Veröffentlichungen der Gesellschaft zählen zu den besten ihrer Art. In der Zeitschrift und den Monatsblättern sind zahlreiche tüchtige Forschungen niedergelegt, betreffend die Geschichte Polens, die Besiedlung des Landes, die Betätigung des Deutschtums und die preußische Verwaltung. Daneben erschienen mehrere besondere Veröffentlichungen: das Städtebuch von Posen, die Geschichte von Gnesen, die kurz gesetzte Geschichte des Posener Landes in polnischer Zeit, sämtlich von A. Warschauer verfaßt; die Einrichtung der Provinz Südpreußen 1793, von einer Gruppe von Mitgliedern unter Leitung von R. Prümers; der Polenaufstand 1806—07, von K. Schottmüller; Studien zur Geschichte der Provinz Posen im 19. Jahrhundert, von M. Laubert; schließlich die Sagen und Erzählungen, von O. Knoop. Von landesgeschichtlichen Werken, die von Mitgliedern der Gesellschaft bearbeitet wurden, sind zu nennen: die Städtischen Archive, von A. Warschauer; die Geschichte des Deutschtums im Posener Lande, von E. Schmidt; die Bestandsaufnahme der Kunstdenkmäler der Provinz, von J. Kothe. Auf das geistige Leben in Posen übte die Gesellschaft einen wesentlichen Einfluß. Ihre Büchersammlung bildete den Grundstock der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek; ihre Sammlung von Altertümern aus der Provinz wurde als besondere Abteilung in das Kaiser-Friedrich-Museum übernommen. Zweimal tagte der Gesamtverein der deutschen Geschichtsvereine auf Einladung der historischen Gesellschaft in Posen, das erste Mal bereits 1888, das zweite Mal 1910 zu ihrem 25jährigen Bestehen.

So stand die Gesellschaft sicher und fest gefügt, als der unglückliche Ausgang des Weltkrieges, der den größten Teil der Provinz Posen dem Deutschen Reich entriß und dem neu gegründeten polnischen Staate zwies, sie auf das schwerste gefährdet. Die Verbindung mit dem Staatsarchiv wurde gewaltsam gelöst. Der deutschen Bevölkerung wurden die zugesagten Rechte nicht gehalten. Die deutschen Lehrer und Richter, die einst den festen Bestand der Gesellschaft gebildet hatten, wanderten aus; der deutsche Bürgerstand wurde zum großen Teile aus dem Lande verdrängt. Nur eine geringe Zahl von Mitgliedern ist noch in Posen geblieben.

„Es steht zu keiner Zeit ein Glück so fest, daß es nicht von einem Windhauch oder dem Hauch eines Kindes umgestürzt werden könnte; wieviel weniger jetzt! In solcher Zeit ständen die Menschen am liebsten mit leeren, müßigen Händen, horchend und wartend; aber das ist nicht das Rechte. Es soll niemand sein Handwerksgerät, die Waffen, mit welchen er das Leben bezwingt, in dumpfer Betäubung fallen lassen. Ein Geschlecht gebe seine Arbeit an das folgende ab, und, gottslob, jener Epoche, in welchen die Menschheit ihre Mühen ganz von neuem aufnehmen mußte, weil die Sturmflut alles vorige fortgespült hatte, sind wenige.“ Diese Worte schrieb Wilhelm Raabe als Geleit seiner im alten Berlin spielenden „Chronik der Sperlingsgasse“ zu Beginn des Jahres 1864, als die Kämpfe um die deutsche Einigung bevorstanden. Diese Worte, gleichsam für die Gegenwart geschrieben, mahnen auch uns, auszuhalten und uns von neuem zusammenzuschließen.

Die derzeitige Staatsgrenze ist völlig willkürlich gezogen. Nur ein geringer Streifen im Süden und Westen ist bei Deutschland geblieben, Fraustadt, Mejeritz, Schwerin, das rechte Ufer der unteren Neize. Aber nicht nur hier, auch jenseit der Grenze wurden alle Städte und Dörfer nach deutschem Rechte angelegt und zu meist mit deutschen Bürgern und Bauern besetzt. Die Altstadt Posen wurde 1253, die Neustadt 1793 angelegt, eine der ersten Schöpfungen der preußischen Herrschaft. Gnesen wurde nach dem Brande von 1819 nach neuem Plane aufgebaut. Bromberg, 1346 angelegt, verbandt seine Bedeutung, seitdem Friedrich der Große es zur Hauptstadt des Neuzuges machte. Im Süden hatten Lissa und Rawitsch bis zur neuesten Zeit ausschließlich evangelische Bevölkerung. Im Westen sind die ausgedehnten hauländereien bei Neutomischel, bekannt durch ihren Hopfenbau, mit deutschen, evangelischen Bauern besetzt. Die schmucken Dörfer der Ansiedlungskommission, vom Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts, verteilen sich über das ganze Land, welchem deutsche Arbeit, deutscher Fleiß seinem Wohlstand gegeben haben, daß es in seinem Kulturgrade die östwärts anschließenden Gebiete hoch überragt. Das Bewußtsein für die große Bedeutung des Deutschtums in der Entwicklung des Posener Landes gilt es wachzuhalten, und nachdem im Weltkriege die hemmenden Schranken der ehemaligen russischen Grenze gefallen sind, ist der Studienkreis auf das gesamte mittlere Warthe- und Weichselgebiet, auf die Geschichte des Deutschtums in Polen zu erweitern.

Entsprechend der staatlichen Trennung hat sich nunmehr die historische Gesellschaft zu gliedern. Da die polnischen Behörden die Bezeichnung „Provinz Posen“ nicht mehr zulassen, so ist der Name zu kürzen. In Posen verbleibt die ansehnliche Bücherei der Gesellschaft, die jetzt in das deutsche Vereinshaus übergeführt ist. Von den Zweigvereinen hat der Lissaer sich erhalten. Der Vereinigung der reichsdeutschen Mitglieder, welcher die wissenschaftlich tätigen

Mitglieder angehören, erwächst vor allem die Pflicht, sich der Aufgaben der Gesellschaft anzunehmen. Sie trat zu ihrer ersten, beschließenden Versammlung am 12. November 1921 im Märkischen Museum in Berlin zusammen, an welcher auch der Vorsitzende des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine, Geheimer Archivrat Bailleu, teilnahm. Den Vortrag des Abends hielt Stadtrat Kronthal, früher in Posen, über ein Gemälde von Julius Knorr in Posen 1838, welches, eine Parade auf dem Alten Markte daselbst, Vorbildern von Franz Krüger in Berlin folgend, darstellte und in Kronthals neuerdings erschienenen Buche „Werke der Posener bildenden Kunst“ eine eingehende Veröffentlichung und Würdigung erfahren hat. Für das neue Jahr ist ein Arbeitsplan aufgestellt, und wenngleich der Umfang der Veröffentlichungen unter der Ungunst der Zeit beschränkt werden muß, so läßt die allgemeine und freudige Zustimmung doch hoffen, daß es gelingen wird, die Gesellschaft in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung zu erhalten.

Kopernikus-Feier in Thorn

Im Februar fand in Thorn die Feier des 449. Geburtstages von Thorns größtem Sohne, Nikolaus Kopernikus, statt. Sein Denkmal, das vor dem Rathaus im Brennpunkte des Verkehrs steht, war mit Girlanden und Blumenreich geschmückt und von bekränzten Flaggenmasten umgeben. Eine Messe in der Kapelle der Johanniskirche, in der Kopernikus getauft worden ist, und wo sich auch eine Büste von ihm befindet, leitete die offizielle Feier ein. Die Hauptfeier fand kurz darauf vor dem Denkmal statt. Nach einem vom Rathausturm geblasenen Thoral intonierte die Kapelle des 63. Infanterie-Regiments einige Nationallieder, worauf ein Schülerchor und der polnische Gefangenvorin „Lutnia“ Chorgesänge vortrugen. Stadtverordneten-Vorsteher Dr. Dandelski hielt eine kurze Festrede, in der er auf die Bedeutung des großen Thorner Sohnes für Polen hinwies. Sein Ruhm werde so lange dauern, solange sich die Erde bewege. Am Abend war das Denkmal festlich illuminiert. — Der Kopernikus-Verein für Kunst und Wissenschaft hielt wie alljährlich eine Feststiftung ab, die in der Aula des Gymnasiums stattfand. Der bisherige erste Vorsitzende, Pfarrer Heuer, erstattete zuerst, einem alten Brauche folgend, den Bericht über das verflossene Vereinsjahr. Er gedachte darin in warmen Worten des im vergangenen Jahre verstorbenen Ehrenmitgliedes, des früheren ersten Vorsitzenden Pfarrer Liss. Freitag. Ferner verlas er das zu der Feier eingetroffene Schreiben eines früheren alten Mitgliedes, Professor Semraus, der jetzt in Deutschland lebt. Nach Aufzählung der vom Verein veranstalteten Vorträge, Konzerte, Theatervorführungen, Volks- und Hochschulkurse usw. deutete er noch kurz auf die für das neue Vereinsjahr geplanten Veranstaltungen hin. Am Schluß der Sitzung hielt der Vorsitzende einen Lichibildervortrag: Thorn vor zweihundert Jahren.

Bon unseren Mitarbeitern

Von Carl Lange

Die Beziehungen der verschiedenen Verfasser zu unserer vorliegenden Sonderausgabe, die uns aus naheliegenden Gründen besonders am Herzen lag, ergeben sich aus den Beiträgen. Wir nehmen Bezug auf unser Sonderheft „Die Weichsel“ (Nr. 7, Jahrgang I), in dem schon auf das Schaffen der hier geborenen oder mit der Weichsel verbundenen Dichter und Künstler hingewiesen ist. Später wird eine Ergänzung des Heftes durch die Sonderausgaben „Posen-Bromberg“ und „Kongresspolen“ erfolgen.

Am 1. April 1911 legte Paul Fischer-Graudenz (geboren am 17. September 1859 in Grünberg in Schlesien) die Schriftleitung des „Geselligen“ nieder und lebte fortan als freier Schriftsteller und Rentner in Graudenz. Eine erhebliche Anzahl historischer Schriften und Bücher der ostdeutschen Heimat aus der Feder Paul Fischers seien nur genannt: „Graudenz und Seine Courbiere“, „Seite Graudenz 1807“, „Die Marienburg“, „Der Polenaufstand 1848“, „Tannenberg“) haben zum Teil Auflagen von mehr als 10 000 erlebt. Als Schriftführer des Graudener Theatervereins schrieb Fischer „Erläuterungen zu deutschen Theaterstücken“ für Volkss- und Schülervorstellungen, auch die „Erläuterungen zum Wilhelm Tell“ im illustrierten „Teilbuch“ (Hüller, Berlin 1905). Von den lyrischen, meist volkstümlichen Gedichten seien noch erwähnt, aus der Burenkriegszeit „Der Schmied von Graudenz“ (komponiert von Kott), „Bismarckgedenklied“ (im Liederbuch des Ostmarkenvereins, dessen Gesamtvorstand Fischer angehört), „Soldatenlieder zum Chinafeldzuge“, die im „Fernen Osten“ viel gesungen worden sind, „Reiter und Rose“ (1915 komponiert von Wochl) u. a. Als dramatischer Schriftsteller ist Fischer erst nach dem Verzicht auf die ständige politische Zeitungsarbeit hervorgetreten mit dem „Gouverneur von Graudenz“ (Courbiere). Das Stück wurde auch in Lissa im Kaiserhof 1913 aufgeführt. Bei Ausbruch des großen Krieges war Fischer infolge Anerbietung freiwilliger Dienstleistung während der Mobilisierungszeit als Senator auf der Postüberwachungsstelle des Kais. Postamts Graudenz tätig. Auch als langjähriger Schriftleiter der Zeitschrift „Die Ostlande“ ist sein Name in der Ostmark nicht vergessen.

Dr. Franz Lüdtke, von dessen Schaffen uns der bedeutende Kenner unserer Heimat Fritz Braun erzählt, wurde am 5. August 1882 in Bromberg geboren. Seine Vorfahren sind westpreußische und pommersche Gutsbesitzer. Den größten Teil seines Lebens hat er in der Ostmark gewirkt; ihr ist seine Arbeit als Pädagoge, als Volkszerzieher, als Politiker, Dichter, Schriftsteller und Historiker gewidmet, freilich nicht um ihretwillen allein, sondern weil er durch die Erstärkung der Heimat eine Erneuerung des gesamten deutschen Volkstums erhofft. Von seinen wissenschaftlichen Werken, die ostmärkische Fragen behandeln, seien die größeren

Untersuchungen: „Polen und die Erwerbung der preußischen Königskrone durch die Hohenzollern“, „Der Streit zwischen Polen und Rom um das Befreiungsrecht der polnischen Abteien“ sowie zahlreiche Einzelaufsätze über verschiedene Fragen der polnischen Geschichte genannt, ferner ein „Führer durch Bromberg und Umgebung“ sowie zwei in der Teubnerischen Quellenammlung erschienene Schriften „Der deutsche Ritterorden“ und „Preußische Kulturarbeit in der Ostmark“. Auch einige geographische Untersuchungen über seine engeren Heimat hat Lüdtke in Fachzeitschriften veröffentlicht. Seine Lehrtätigkeit widmete er verschiedenen Lehranstalten des Ostens, insbesondere dem Königlichen Realgymnasium in Bromberg. Von hier aus wurde er 1910/11 an das Preußische Historische Institut in Rom und 1913 nach Berlin-Pankow berufen. Anfang 1919 kehrte er in die Heimat zurück, begründete die „Freie Ostmärkische Volkshochschule“, die von ihrer Haupfstelle Meseritz aus in der gesamten Grenzmark wirkt, wurde Mitbegründer der „Deutschen Arbeitsgemeinschaft für die Grenzmark Ost E. V.“ undstellvertretender Vorsitzender des „Deutschen Ostbundes E. V.“, der aus dem Zusammenschluß des Deutschen Heimatbundes Posener Flüchtlinge und des Reichsverbandes Ostschuk entstand. Außer mehreren Büchern über Philosophie und deutsches Volkstum sei die eben erschienene Schrift „Ostmark und Volkshochschule“ (Berlin, Verlag des Deutschen Ostbundes) genannt. Als Pädagoge und Volkszerzieher hat er sich in den Dienst der sittlichen Erziehung, besonders der Jugend, gestellt, und außer einer Untersuchung über „Die sexuelle Not der Jugend“ (München, Universalverlag) einen Erziehungsroman veröffentlicht: „Menschen um 18“ (Barmer, Verlag des Westdeutschen Jünglingsbundes), der in der kurzen Zeit seit seinem Erscheinen tiefgehende Wirkungen ausgelöst hat, wie es uns auch Fritz Braun in seinem Aufsatz über Lüdtke sagt. Auch seine lyrischen und dramatischen Dichtungen sind der Heimat gewidmet, zumal die „Lieder eines Suchenden“ mit ihrem letzten Teil „Der Heimatsucher“, das Schauspiel „Grenzwacht“, das 1914 an der Weichsel spielt, und dessen geplante Aufführung an drei Bühnen der Ostmark durch die Revolution verhindert wurde.

Franz Lüdtke ist Mitherausgeber der in Berlin erscheinenden Künstlerzeitschrift „Wachfeuer“ und Hauptleiter der Monatsschrift des Deutschen Ostbundes. Im Ostbundverlag gibt er außerdem die „Heimatbücher der Freien Ostmärkischen Volkshochschule“ heraus.

Von Kopernikulus haben wir schon häufiger Beiträge veröffentlicht und auf seine Arbeiten hingewiesen. Ich mache hier auf seinen Roman „Delila und die Künstler“ aufmerksam. Kürzlich hat er ein neues Drama „Der Sklave seines Ich“, das er ein patriotisches Nibelungenlied nennt, beendet.

Bogumil Golsz ist uns kein Fremder. Sein Freund Ewald Silvester führte uns in den Monatsheften zu seinem Werk. Der in Thorn

am 12. November 1870 Verstorbene hat jahrelang selbst das Gut Lissewo bei Thorn bewirtschaftet und dort von 1847 seinen philosophischen und historischen Studien gelebt.

Mit Westpreußen eng verbunden ist der Verfasser unserer Literaturgeschichte (Verlag Käse-

mann, Danzig), Bruno Pompejki. Eine schwere Erkrankung hemmt die Arbeitskraft dieses unermüdlichen Kämpfers für unsere Heimat, der lange Jahre in Graudenz lebte, und dem die Ostmärk und damit auch das Reich großen Dank schuldet.

Buchbesprechungen

Völker sind immer noch die wohlseligen Lehrer und Freudenmeister und der wahre Beistand hieden für Millionen bester Menschen.

K. J. Weber

Franz Herwig: „Das Schlachtfeld.“ Verlag Adolf Bonz & Comp., Stuttgart 1920.

„Um den Tod auf dem Schlachtfeld bitten wir Dich, o Herr!“ Wie ein roter Faden ziehen sich diese, einem alten polnischen Gebete entnommenen Worte durch das ganze Buch. Es ist ein kluges, ernstes und nachdenkliches Buch, welches sich wohltuend abhebt von all dem Verstiegenen und Krankhaften, woran unsere heutige Literatur so reich ist. Mit der liebevollen Gründlichkeit eines Geschichtskenners und Geschichtsfreundes sucht der Dichter die Wurzeln völkischer Eigenart bloßzulegen. Gänzlich unparteiisch, völlig objektiv wird da das Problem der polnischen Volksseele behandelt, dieser Volksseele, die so buntstrebig und vielfarbig ist, wie das oft gefälschte Gewand eines Bettlers. Sicher würde kein Pole es je fertig bringen, so objektiv über Deutschland zu schreiben, so gerecht Lich und Schatten zu verteilen. Dennoch begrüßen wir es, daß sich der Verfasser von unterschiedsloser Verurteilung des polnischen Wesens fern hält. Sein Buch wird um so eher seinen Weg machen und dauerhafter und bleibender wirken — wie jede Wahrheit letzten Endes über die Lüge triumphiert.

Die alte und die junge polnische Generation, gleichzeitig auch die Polen und die Deutschen, speziell Preußen als solche, werden hier gegenübergestellt. Alles, was an hohen und niederen Trieben, an Idealen, Hoffnungen und Befürchtungen im polnischen Volke gärt und lebt, erhält in den Gestalten des Romans eine lebenswarme und überzeugende Verkörperung. Viele sterben auf dem Schlachtfeld, auf dem geistigen Schlachtfelde der Menschheit, Opfer ihrer Jagdsucht, ihrer Herzensträhigkeit, ihrer Irrtümer und Verworrenheiten. Religiöser und politischer, sozialer Fanatismus reichen sich die Hand. „Edelanhänger“ und Schwärmer müssen ihre Schuld mit Leben oder Glück büßen. Wenige gehen stolz und gerade ihren Weg, kaum einer hält das Banner des Sieges in zitternder Faust. Mieschko stirbt als Spion unter den österreichischen Kugeln, sein Bruder, der Priester Julius Welonski, schafft in der Stille, verlassen und zäh, an der verwahrlosten Jugend Krakaus ein erhabendes Liebeswerk. Ihm gebührt die Krone, nicht jenen vielen, die blind sind für die Fehler ihres Volkes, das sie mit Phrasen und Pfauen-eitelkeit zu begeistern streben. Hin- und hergerissen, ehrlich strebend und suchend, dennoch

verworren und weglos, so steht Valerie Welonski inmitten, bis sie an der Seite eines Mannes — eines deutschen Mannes — Ziel und Aufgabe ihres Lebens erfaßt.

Wolfgang Federau

Albert Nächtigal: „Freiheit.“ Berlin, Ferd. Dümmler, 1920.

In den zwölf Abschnitten dieses Büchleins lebt der Geist, den unser Volk zu seiner inneren Umkehr und Erneuerung so blutnötig hat: der Geist tiefen, sittlichen Ernstes, klarer Selbsterkennnis, tapferer Zuversicht und warmer Frömmigkeit, die nicht kirchlich engherzig, sondern von der weltoffenen und gottinnigen Art eines Lagarde und Friedrich Naumann ist. — Vom Freiheitstaumel nach der Revolution redet der Verfasser zu uns, vom der berechtigten Freiheitssehnsucht jedes selbständigen Menschen, von den zahllohen Bildern der Freiheit, die sich zwischen den Endpolen der Freiheit des sinnlichen Lebens und der Freiheit des Geistes bewegen, und von den niedergedrückenden Erfahrungen des Lebens, daß wir auf Schritt und Tritt abhängig, gebunden sind. Das quälende Rätsel des Leidens wird in tiefgrabenden Ausführungen erörtert und die Lösung gefunden in der Erkenntnis, daß es uns notwendig ist.

„Der Mensch wird nie wahrhaft gedeihen, wenn ihm nicht beides, Licht und Dunkel, Glück und Leid widerfuhr. Denn erst durch Leiden kommt der Mensch zur Selbstbestimmung. Leid ist der große Reiniger und Erzieher der Menschheit. Seine Geißelhiebe haben schon manchen unbeugsamen Willen gebrochen und ihn sich gefügig gemacht und dadurch schließlich in langer Erziehungsarbeit veredelt. Und wenn das nicht der tiefere Sinn alles Leides ist, dann hat es überhaupt keinen.“ Erst wenn wir diese Erkenntnis erringen und entschlossen unser Leid auf uns nehmen als etwas, das sein muß, erst dann haben wir die rechte Stellung zum Leben gefunden und kommen voran und werden frei. Was aber allein uns die Kraft dazu verleiht kann, ist die Hinwendung zu Gott, der uns in gottinnigen, starken, idealen Persönlichkeiten nahebringt. — Die Aufsätze sind in klarer, anschaulicher, ansfassender Sprache geschrieben: ein Stück praktischer Lebenskunde edelster Art.

R. Heuer-Thorn.

Hans Pflug: „Seine Auferstehung.“ Ein Roman. Erdgeist-Verlag, Leipzig 1921.

Dieser Roman, der auf 91 Seiten Not, Aufstieg, Herzenslust und Leid des Dichters Will

Franke behandelt, hat einen sehr hellen, deutlichen Druck. Der Verfasser scheint trotz der — wie aus dem Anhang ersichtlich — bisher veröffentlichten drei Gedichtbände noch sehr jung und dieser Roman sein erstes Prosabuch zu sein. Stil, Sprache, Aufbau, Mangel an Innovation und Oberflächlichkeit verraten es in jeder Zeile. Wenig äußerer, noch weniger innerer Handlung — trotz des scheinbaren Psychoanalytikers. Das Buch erhebt nicht, ergötzt nicht, erfreut nicht. Es ist eines von den vielzu-vielen, die dem Verfasser in erster Zeit Vergnügen bereiten, den Leser aber gar nicht berühren. Hastig hingeschrieben, farblos, unreif. Ohne besondere Spannung. Eine Notwendigkeit war dies Buch nicht. (Auf Seite 16 heißt es: „Will [der Vorname des Helden] würdigte ihn mit keinem Blick —“. Das ist nicht das beste Deutsch!) Will Franke stirbt gar nicht; wie kann Will Franke dann auferstehen?

Hermann Sternbach

Emil Hadina: „Lebensfeier.“ Neue Dichtungen. L. Staackmann Verlag, Leipzig 1921.

Emil Hadinas neues Gedichtbuch ist in Ton und Art so ganz anders als es seine bisherigen Bände gewesen. Es ist ein Buch des Schmerzes und der Not, ein Buch, das sich mit seiner Zeit auseinanderzieht und zugleich dieser Zeit zu entkommen sich bemüht. Denn sie hat dem Menschen Hadina einen mächtigen, schmerzhaften Ruck versetzt. Was an Deutschland gefehlen, ist an ihm geschehen. Eine grausam gedemütigte und zerfleischte Seele schreit aus tiefster Not zum Himmel, ruft Gott an, ringt um Erlösung. In Hadinas Verse ist eine Verzweiflung gebannt, die überquillt, die sich leicht vergessen kann und darum betet er voll heißen Inbrunst:

Dass Emil Hadina ein Dichter ist, zeigt auch dieses Buch. Doch dunkt es mir, daß in diesem Buch gerade mehr menschliche denn dichterische Werte liegen — was keineswegs eine Herabsetzung des Dichters bedeuten soll. Er ist vom mächtigen, reichverzweigten Baum, der Volk heißt, ein Zweig, dem sich alle Stürme und Wehen mitteilen, die um Stamm und Wurzeln rasen. Das Romantische kommt zum Durchbruch und mit ihm das Bejahende, das hoffende, das die Seele selbst in Trauer noch aufzuhören macht:

Unnahbar allem Trug der Zeit
Webst du aus Gott und Ewigkeit,
Aus Traum und Lächeln dein Gewand,
Mein ewiges, mein deutsches Land.
(„Deutscher Sommer.“)

Ergreifendes in einfachen Worten; innige Extase ohne die Pose falscher Verzückung. Um manches Gedicht aus dem Zyklus „Eros“ spinnt sich ein eigenartiger Zauber von romantischer Intimität („Blütenfest“, „Abend“, „Eine Nacht“), während im Zyklus „Vom Leben und vom Tode“ neben Ernstem und Tielem auch Banales steht und Alltägliches ohne Wirkung. (Eine Zeile wie diese: „Ich bin ein König, der mir selber singe —“ [„Dichterabend“] sollte bei einem Dichter wie Hadina nicht vorkommen.)

Das Schönste aber, das Herzlichste bietet Hadina im Zyklus „Erde“ und „Volk, Not und Glaube“. Dort ist Glut, Größe und Schönheit vereint mit einem lauteren Empfinden und ehrlichen Bekenntnissen. All die Wunder der lieben, schönen Heimaterde singen in den Strophen, eindrucksstark und bannend. Und trotz des schweren Schicksals, das über dieser Erde düsternd lastet, wirken dennoch diese Sänge läuternd, erhabend, erhellend, zu Hoffnung und Sehnsucht hinüberleitend.

Ein gutes Buch; wahr in seinem tiefsten Wesen; frei von allem lärmenden Draufgängertum; einfach, echt und gebändigt. Und darum von Wert.

Hermann Sternbach

Eingegangene Druckschriften

(Besprechungen vorbehalten)

Richard Wagner: „Acht Monate in polnischen Gefängnissen“. Karl Monninger, Greifswald.

Adolf Eichler: „Das Deutschtum in Kongresspolen“. Auslands- und Heimatverlagsaktienges., Stuttgart.

Elsbeth Steinböh: „Wanderung“. K. Thienemanns Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. Geb. 16,50 M.

Dr. Paul Schiemann: „Das Fiasco der russischen Demokratie“. Verlag Karl Curtius, Berlin.

Wilhelm Mauser, ein deutscher Erfinder, sein Leben an Hand seiner Briefe dargestellt von Max Ebelt. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München. Geb. 18 M.

Fritz Tögel: „Sonnenwärts“. Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig. Geb. 15 M.

Julius Havemann: „Dolores“. Verlag Philipp Reclam, Leipzig.

J. W. Brunier: „Das deutsche Volkslied“. Verlag B. G. Teubner, Leipzig. Geb. 8,80 M.

Hermann Dahl: „Verschlossene Welten“. Faustverlag, München.

„Erster Almanach des Volksverbandes der Büchertreunde“. Verlag des Titels, Berlin.

„Verkündigung“, Anthologie junger Lyrik, herausgeb. von R. Kanfer. Rolandverlag, München. Geb. 25 M.

August Hauer: „Kumbuke“. D. moerlag, Berlin. Geb. 140 M. (Leinenband).

Will Vesper: „Porzellan“. Verlag H. Haesseli, Leipzig. Geb. 30 M., geb. 35 M.

Lucien Price: „Unterliche Jugend“. Verlag S. L. Habel, Regensburg. Geb. 16 M.

Gutta Alsen: „Die Mutter“. Wir-Verlag, Berlin.

Bernhard Huldermann: „Al ert Ballin“. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg. Geb. 65 M.

Wilhelm Stählin: „Sieber und Heil in der Jugendbewegung“. Hanseatische Verlagsbuchhandlung, Hamburg.

Otto Stiehl: „Der Weg zum Kunstverständnis“. Ver- einig wijsenschaftl. Verl. Walter de Gruyter & Co., Berlin.

Paul Natrop: „Stunden mit Rabindranath Tagore“. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Elsa Nonne: „Gedichte“. Cotta'sche Verlagsbuchhandlung, München.

Paul Feldkeller: „Graf Kaiserslingks Erkenntnisweg zum Übermenschlichen“. Verlag Otto Reichl, Darmstadt.

Paul Enderling: „Stürme in der Stadt“. Verlag August Scherl, Berlin. Geb. 22 M. geb. 30 M.

Hans Frank: „Das Glockenbuch“. D. lphinenverlag, München.

H. Jakob: „Der Tulpenfrevel“. Verlag Ernst Rowohlt, Berlin. Geb. 15 M., geb. 21 M.

Walter Claßen: „Die Germanen und das Christentum“. Hanseatische Verlagsanstalt A.G. Hamburg. Preis geh. 16 M.

Der Verfasser, welcher sich zur Aufgabe gemacht hat, in einer Reihe von Heften, deren dieses das vierte ist, das Werden unseres Volkes darzustellen, verfügt über die seltsame Kunst, uns Geschichte erleben zu lassen. Er gibt nicht eine trockene Aufzählung historischer Daten, sondern er durchdringt die Vergangenheit unseres Volkes nicht nur verstandesgemäß, sondern auch seelisch. Und so gelingt es ihm, in dem Leser das Verständnis zu wecken für die großen Zusammenhänge und für die allmähliche, innere Entwicklung eines Völkerdichtkäls, an dessen Ausgangspunkt wir Gegenwartsmenschen stehen — nicht fremd und bindungslos wie ein vom Winde umhergetriebenes Blatt, sondern Produkt einer durch Jahrhunderte und Jahrtausende gehenden Entwicklung. So mag auch dieses Buch seinen Teil dazu beitragen, einem halt- und richtunglos gewordenen Volke ein fast verloren gegangenes Gefühl wiederzugeben: die Ehrfurcht vor der Geschichte, die Ehrfurcht vor dem Gewesenen.

Wolfgang Federau

Alfred Katschinski: „Die zweite Heimat“. Ein Seitroman aus dem Memellande. Berlin 1921, Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. h.

Was der Verfasser unter der „zweiten Heimat“ verstanden wissen will, läßt er den rückgratlosen Kreisjählinspектор von Mühlens aussprechen: „Wo wir uns mit beiden Füßen auf unsere deutsche Erde stellen, nachdem wir im Elternest flügge geworden sind; wo wir durch eigene Arbeit und Liebe mit unserer deutschen Erde zusammenwachsen, da ist unsere eigene und rechte, unsere zweite Heimat!“ Die erobert sich der Held des Romans durch unentwegte Arbeit in seinem Berufe als Landwirt und durch rücksichtslose Selbsterziehung. Vom Knecht zum Herrn; denn wer nicht dienen gelernt hat, kann nicht befehlen. Schwere Stunden erlebt er, deren Folgen ihn fast zugrunde gerichtet hätten, aber sein Ziel hält ihn, der Schurk, den er seinem toten Vater geleistet, seine Familie hoch zu bringen. Der Grund und Boden, den er sich durch treueste Pflichterfüllung schafft, ist Stück für Stück durch seltene Anspannung aller seiner körperlichen und geistigen Kräfte erworben; so erst gehört er ihm ganz. „Dazu ist der Mensch geboren, daß er als Herr seine Umwelt formt.“ „Liebe und Arbeit an dem uns gegebenen Platz für Volk und Heimat! Das ist unser Ziel!“ Auf seinem Gut im bedrohten Memellande will er trotz Einzäunigkeit und Unsicherheit mit Liebe und Arbeit den Heimatlosen, vom deutschen Mutterlande abgetrennten, dienen, gereift vor jedem Knecht. „Aber denen, denen nicht anders beizukommen ist, will ich auch meine deutschen Söhne zeigen. Vater, dein Junge steht fest und hält seinen deutschen Aufenposten, wo er seine Heimat fand!“ — Ein großan-

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

3. Jahrgang

April 1922

Inhalt des 1. Heftes:

Carl Lange: Einführung	Seite
Gustav Roethe: Meine Vaterstadt Graudenz mit 3 Bildern	1
Bruno Pompeki: Weichselgrüße	2
Bernhard Schmid: Der Graudenzer Altar in Marienburg mit 4 Bildern	8
Elisabeth Siewert: Ohne Namen	9
Paul Fischer: Graudenz und die Feste Courbière mit 3 Bildern	13
Eisbrecherdampfer auf der Weichsel bei der preußischen Strombauverwaltung mit Bild	14
Franz Lüdtke: Abend an der Weichsel	18
Paul Fischer: Roggenhausen mit kleinem Medaillonbild	18
R. Heuer: Der landschaftliche Charakter der Thorner Gegend mit Bild	19
Felix Dargel: Mascha	20
Immanuel: Geschichtliche und persönliche Erinnerungen an Thorn mit 7 Bildern	21
Die St.-Johannis-Kirche zu Thorn mit Bild	22
Richard von Schaukal: Bogumil Golth	28
Kopernikulus: Aphorismen zur Kunst	29
Felix Dargel: Krakowian	31 und 32
Hans Kyser: Abendstimmung am Fluß	32

R und s c h a u :

Paul Ostwald: Thorns Bedeutung als Handelsstadt zur Ordenszeit	33
Hermann Rauschning: Deutsche Heimatbildung und Deutschkunde in Polen	35
Reinhold Heuer: Der Thorner Artushof	37
Franz Lüdtke: Kindheitserinnerungen an Graudenz	38
Paul Fischer: Aus Fritz Reiters Festungszeit	38
Reinhold Heuer: Das geistige Leben Thorns	40
Fritz Braun: Franz Lüdtke	41
Julius Kothe: Die Historische Gesellschaft für Posen	42
Kopernikusfeier in Thorn	43
Carl Lange: Von unseren Mitarbeitern	44
B u c h b e s p r e c h u n g e n	45—48

Nachdruck und Nachbildung verboten
(Reichsgesetz vom 19. Juni 1901)

Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten

Copyright by Georg Stilke, Danzig-Berlin 1922

Verlag: Georg Stilke, Danzig-Berlin

für die Schriftleitung verantwortlich:

Carl Lange, Oliva b. Danzig, Albertstraße 9

Druck von J. S. Preuß, Werkstätten für Buch- und Kunstdruck,
Berlin S. 14, Dresdener Straße 43

Gewissen

Für den Ring herausgegeben von Eduard Stadtler
Wochenzeitung für politische Bildung

**Die Zeitschrift
der Jungen in der Politik
steht jenseits der Parteien.**

Am 9. April 1919 begründet, erscheint das
„Gewissen“
jetzt im **3. Jahrgang.**

Die Freunde des „Gewissen“ schließen den
Deutschen Ring
der nationalen Volksgemeinschaft.

Der Ring ist Bewegung, er kämpft für deutsche
Freiheit und Unabhängigkeit, gegen öffentliche
Schäden und Schädlinge, gegen Fremdherrschaft und Schiebertum. Der Ring vertritt
den Selbstschutz Deutschlands.

Herausgeber: Eduard Stadtler

Aus dem Kreise der Mitarbeiter:
Moeller van den Bruck, Albert Dietrich, Heinrich von Gleichen, Max Hildebert Boehm, Paul Ernst, Martin Spahn, Georg Escherich, Hermann Albrecht, Ernst Kriech, Rudolf Pechel, Hans Roeseler, Fritz Ehrenforth, Willy Schlüter, Hans Grimm, Rudolf Böhmer, Paul Fechter, Heinz Brauweiler, Franz Böhr, Karl Hoffmann, Carl Georg Bruns, Paul Lejeune-Jung, Karl C. von Loesch, Fritz Weth, Karl Müller-Franken, Kurt Woermann, Albert Vögler, Reinhold Georg Quaatz, Georg von Tschurtschenthaler, Wilhelm von Kries, Walther de Laporte, Hermann Ullmann, Heinrich Herrfahrdt, Walter Croll, Hermann Zickert, Hans Gerber.

Schriftleiter: Werner Wirths.

Das „Gewissen“ erscheint wöchentlich
zum jährlichen Bezugspreis von M. 28,—
durch den Verlag, im Postbezug M. 9,—
vierteljährlich, Einzelnummer 70 Pf.
Die Jahresbezücher gehören zum Ring und
haben Anspruch auf Weroprämien aus
der Ringbücherei.

Probenummern unentgeltlich durch:
Verlag „Gewissen“ Berlin W30
Motzstraße 22

Bestellungen mittels Zahlkarte auf
Postcheckkonto Berlin Nr. 81654

gelegtes, bis zum Ende klar und fesselnd durchgeführt Werk, voll flammender Heimatliebe und -treue. Der Roman heimelt besonders durch die Echtheit der Farben an, mit denen ostpreußische Eigenart gemalt ist; ganz vortrefflich gelungen ist ja der prächtige Oberinkorporator Warnat, ein ebenso gedigener Charakter wie tüchtiger Landwirt. Nur eins stört doch die Harmonie des Ganzen, das tragische Gesicht der Eva von Stolten. Und hiermit wende ich mich nur an den Künstler. Solche kraftvollen Naturen wie diese Eva (wenn sie der Künstler erlebt und Zug für Zug nachdrückt) sind nicht dazu da, daß sie von jedem herauflaufenden Menschen „verpeßt“ werden; die müssen der Nachwelt erhalten bleiben, damit ihre geschlossene Persönlichkeit weiter wirkt. Dem Künstler ist nun wirklich einmal „der Menschheit Würde in die Hand gegeben“. Er soll sie bewahren. Johannes Dzubiella

Magda Gieß: „Maljada“. A.-G.
für Druck und Verlag Friz Würb,
Berlin. Preis in Steifdöbel 5 M.

Seit Arno Holz und seiner Revolution der Lyrik haben sich die früher so deutlichen Grenzen zwischen gebundener und ungebundener Rede in zunehmendem Maße verwischt und verschoben. Kaum ist man noch imstande, den Begriff „Gedicht“ zu definieren, tätte man's in dem früheren Sinne, so würde von der modernen deutschen Literatur wenig genug für diesen Zweig der Dichtkunst übrig bleiben. So verläßt man sich auf sein persönliches Empfinden, und da der Bau der Strophen, der Rhythmus und der Gleichklang, der Reim, keinen festen Anhaltspunkt mehr geben, so legt sich das Schwergewicht aller kritischen Bewertung mehr und mehr auf den Inhalt, auf den Gedanken, während der Form notgedrungen weniger Beachtung geschenkt wird. Ist doch viel zu häufig das hervorstechendste Charakteristikum an der Form unserer moderneren Lyrik ihre vollkommene Formlosigkeit.

Unter diesen Einschränkungen muß man an die Wertung der Dichtungen von Magda Gieß herangehen. Zweifellos sind es keine Gedichte, eher ganz kurze Skizzen, Stimmungsbilder. Kleine, abgegriffene Techniken in der sprachlichen Gestaltung, ein gewisser Parallelismus der Glieder, Umstellung von Subjekt und Prädikat und ähnliche Mätzchen können an dieser Seitstellung nichts ändern. Es ist eine unpersönliche, erkünftete Darstellung von Menschen und Dingen, die sich in möglichst extravaganten und glühenden Bildern verirrt, die nach Effekten giert, ohne sie doch zu erzwingen. Das Urprüngliche, vom Herzen Strömende und daher überzeugende aller echten Lyrik fehlt vollkommen — man denke, wie etwa Liliencron den Gedanken „Als wir Kinder waren“ dichterisch gestaltet hätte, und man wird erkennen: Magda Gieß mag zart und empfänglich und nicht ungefeidet sein — zu unseren Dichtern gehört sie nicht.

Wolfgang Federau

Schriftenreihe der Preussischen Jahrbücher

Nr. 1 Der Weltkrieg und seine Probleme

Rückschau und Ausblick
von Wilhelm Groener,
Generalleutnant z. D.

Inhalt: 1. Der politische Gedanke vor dem Kriege. 2. Graf Schlieffen und der operative Gedanke. 3. Die staatsräumliche Führung im Kriege. 4. Der politische Gedanke und die Kriegsführung. 5. Volksirtschaft und Kriegsführung. 6. Die englischen Waffen. 7. Die Kriegskonjunktur. 8. Der wirtschaftliche Durchbruch. 9. Millionenheere und Technik. 10. Die feindliche Führung. 11. Der Schlussakk. 12. Nemesis.

Preis brosch. Mark 14.—, geb. Mark 20.—

Nr. 2 Ostasiatische Pilgerfahrt

Aus dem Tagebuch einer Reise
nach China und Japan 1908/09
von Gerhard von Mutius

Inhalt: Vorpunkt. — Reise nach China. — Reise nach Japan. — Gedanken über die Japaner. — Gedanken über japanische Kunst.

Preis brosch. Mark 10.—, geb. Mark 17.50

Nr. 3 Die Zukunft der oberschlesischen Wirtschaft

Eine Kritik der polnischen Propaganda
von Dr. Walther Schotte,
Herausgeber der preussischen Jahrbücher

Mit 2 farbigen Karten

Inhalt: 1. Die polnische Propaganda. 2. Missbrauch deutscher Denkschriften durch die polnische Propaganda. 3. Oberschlesiens geographisch - wirtschaftspolitische Lage. 4. Das oberschlesische Kohlenproblem. 5. Die oberschlesische Erzversorgung, noch eine politische Polemik gegen Keynes. 6. Die oberschlesische Roheisenproduktion in ihrem Verhältnis zu Deutschland und Polen. 7. „Wer ernährt Oberschlesien?“ 8. Oberschlesiens Import und Export. 9. Der Organisationszusammenhang der oberschlesischen und deutschen Wirtschaft. 10. Deutschlands Anspruch auf ein ungeteiltes Oberschlesien.

Preis Mark 12.—

Nr. 4 Pessimismus?

von Oswald Spengler

Die kleine Schrift ist in höchst lebendigen, reizvollen Auseinandersetzungen mit den Zeitproblemen und einer hellen Beleuchtung seiner daraus sprachlosen Philosophie eine nahezu authentischer Interpretation von Spenglers Werk und stellt daher die unentbehrliche Ergänzung zum „Untergang des Abendlandes“ dar.

Preis Mark 4.—

Nr. 5 Bachs „Chromatische“

von Dr. Heinrich Sitte,
Professor in Innsbruck

Inhalt: Einleitung. Thalos. Auto. Carpo.

Preis Mark 18.—

Nr. 6 Die sechs großen Themen der abendländischen Metaphysik und der Ausgang des Mittelalters

von Dr. Heinz Helmsoeth,
a.o. Professor der Philosophie an d. Universität Marburg
Inhalt: Einleitung; 1. Gott und Welt; die Einheit in der Philosophie. 2. Unendlichkeit im Endlichen. 3. Seele und Äussernelt. 4. Sein und Lebendigkeit. 5. Das Individuum. 6. Erkenntnis und Wille.

Preis Mark 100.—

Nr. 7 Bismarcks Stellung zum christlichen Staat

von Dr. Carl Schweitzer

B's Frömmigkeit trägt ausgesprochen lutherisches Gepräge und weiss sich von vornherein seiner quietistischen spirituellen Umgebung überlegen. Seine ersten Bekanntheit zum christlichen Staat, die mit der Theorie Stahl's veranlaßt sind, insoweit dieser mit Hegel übereinstimmt, zeichnet ein eigenrühmlich Bismarckscher christlicher Realismus aus; ein Christentum nicht aber, sondern im Staat, der die Aufgabe hat, das Christentum zu verwirklichen, „wenn er auch diesen Zweck nicht immer erreicht“; im Mittelpunkt: das Gottesgradentum gerade des konstitutionellen Königs. Diese ersten Bekanntheit werden als Programm auch für die gesamte spätere Bismarcksche Politik erwiesen.

(In Vorbereitung)

Nr. 8 Deutschlands Bündnispolitik

Betrachtungen zu den Memoiren des Freiherrn von Eckardstein

von Dr. Maximilian von Hagen

Der Verfasser gibt in knappstem Rahmen einen lückenlosen Überblick über das kunstvolle Bismarcksche Bündnisystem. Er bespricht weiter die politische Lage, die für den „neuen Kurs“ entstand, und besonders ausführlich die Frage der englischen Bündnisangebote.

Preis Mark 7.50

Nr. 9 Der ehemalige Kronprinz als Politiker

von Dr. Friedrich Thimme

(In Vorbereitung)

Nr. 10 Zur Psychologie Frankreichs

von Otto Grautoff

Preis Mark 21.—

Berlin NW 7, Dorotheen-
Str. 66/67

Georg Stilke Verlag



*Spezialhaus
für Damen-
und Kinder-
Konfektion*

D. Murzynski

Inh. Wilhelm Troschke

DANZIG

Große Wollwebergasse 6-8